

6.

# Neujahrsblatt

herausgegeben von der

# Stadtbibliothek Zürich

auf das Jahr

1906.

---

Nr. 262.

---

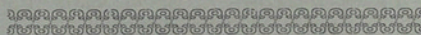
Briefe aus der Fremde  
von einem Zürcher Studenten der Medizin

(Dr. Georg Keller)

1550—1558,

von

Dr. C. Schieff, St. Gallen.



Kommissionsverlag von Fäsi & Beer.







J. G. Wardmüller gaz u gestochen

Hirsbreifahrt der Bogenschützen  
nach Strassburg 1576.



# Neujahrsblatt

herausgegeben von der

# Stadtbibliothek Zürich

auf das Jahr

1906.

---

Nr. 262.

---

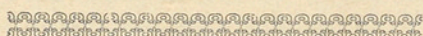
Briefe aus der Fremde  
von einem Zürcher Studenten der Medizin

(Dr. Georg Keller)

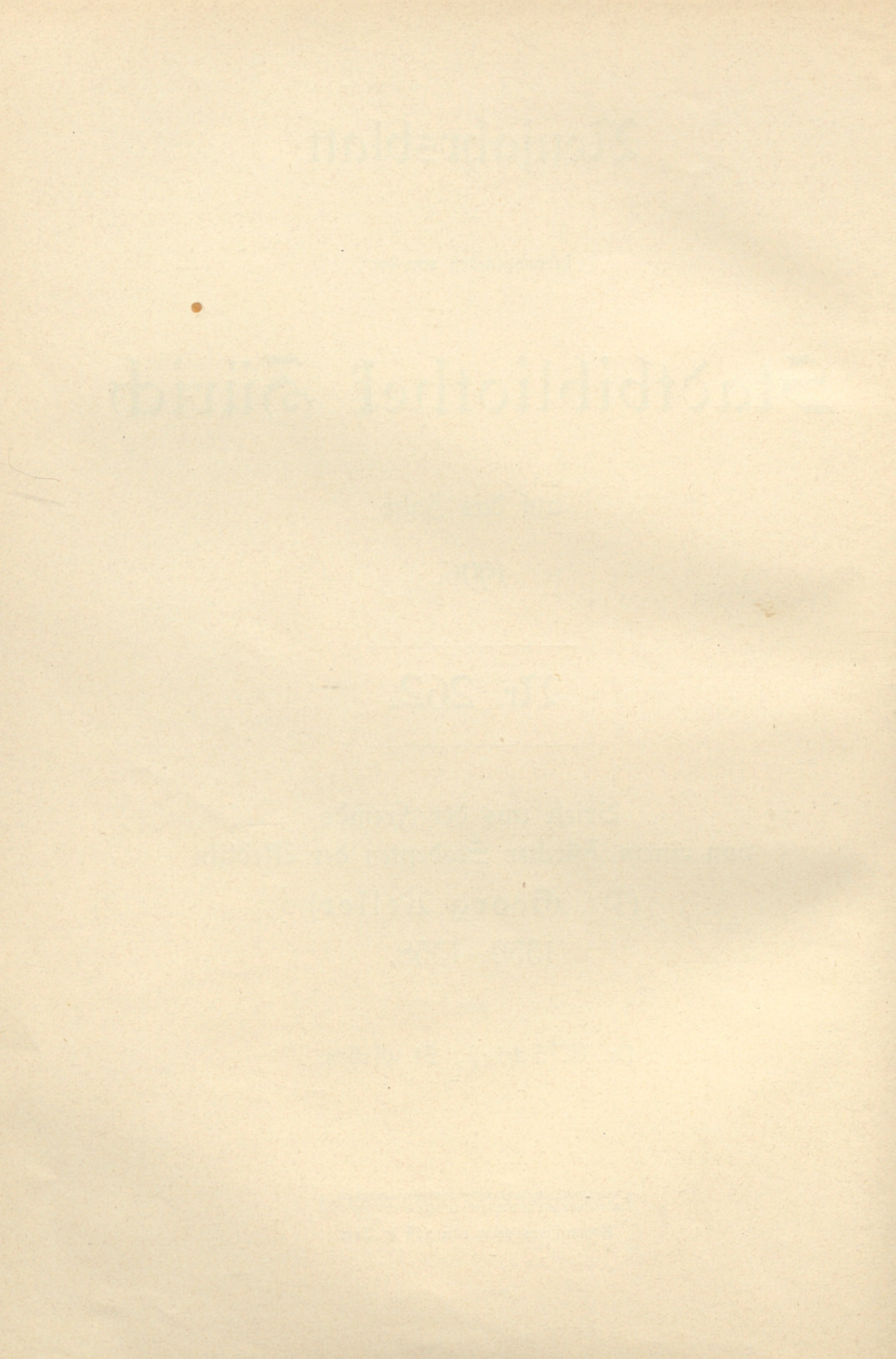
1550—1558,

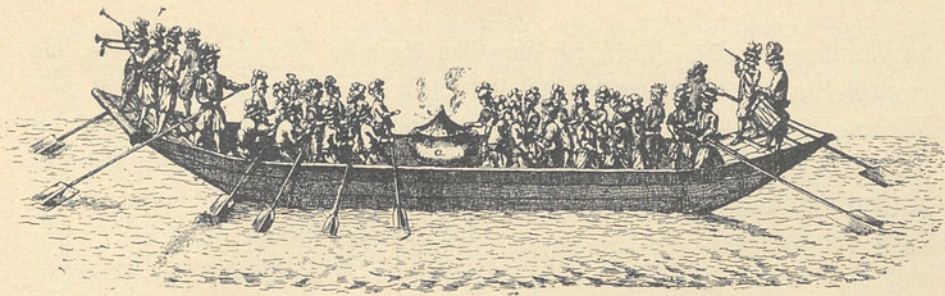
von

Dr. T. Schieß, St. Gallen.



Kommissionsverlag von Fäsi & Beer.





Dr. Georg Keller von Zürich, dessen Briefe den nachfolgenden Mitteilungen zu Grunde liegen <sup>1)</sup>, stammte aus einem alten zürcherischen Geschlechte, von dem Bullinger <sup>2)</sup> 1568 schrieb: „Die Källeren zu Zürich sind ein gut alt ehrengeschlecht und allerwägen an der Stadt dapper und redlich lüth gewesen, darumb sie in Rath und regiment und zu allen ehrenämpteren gebrucht werdend“. So hatte sich auch der Vater unseres Georg, Hans Balthasar Keller, ein Sohn des bei Marignano gefallenen Junkers Niklaus Keller, von Jugend auf dem Staatsdienst gewidmet und war schon früh (1528) in den großen, im folgenden Jahre in den kleinen Rat gelangt und zum Obervogt in Schwamendingen ernannt worden. In den folgenden Jahren diente er wiederholt in wichtigen Angelegenheiten als Tagsatzungsbote und war im Juni 1529 bei den Verhandlungen über den ersten Kappeler Frieden einer der Vertreter Zürichs, ebenso auch 1530 bei den Friedensverhandlungen zwischen dem Herzog von Savoyen und der Stadt Genf zu St. Julien; 1531 wurde er zum Bauherrn ernannt. In der Schlacht bei Kappel, die er als Adjutant des Feldhauptmanns Jörg Göldi mitmachte, zeichnete er sich durch Tapferkeit aus; er soll vierzehn Wunden erhalten haben, wurde für tot auf dem Schlachtfelde liegen gelassen und von den Feinden vollständig geplündert. In der kalten Octobernacht kam er aber wieder zum Bewußtsein und wurde von streifenden Zürichern gefunden und nach der Mühle

<sup>1)</sup> Diese Briefe aus den Studienjahren Georg Kellers (von 1550—1558), 32 an der Zahl, sind in der sogenannten Hottingerschen Briefsammlung auf der Stadtbibliothek Zürich (Ms. F 38, F. 28—62) erhalten und mit Ausnahme eines einzigen an Rudolf Gwalther gerichtet, damals Prediger am St. Peter, der durch seine Heirat mit Regula Zwingli, der Stiefschwester von Kellers Mutter, diesem nahe verwandt war.

<sup>2)</sup> Bullinger, „Von den Bullingern, Lavatern, Meigern von Knonow, Kellern“ c. Ms. L 61 Stadtbibliothek Zürich. Für diese Notiz, wie für genealogische und biographische Angaben über Georg Keller bin ich Herrn Dr. C. Keller-Escher in Zürich zu besonderem Danke verpflichtet.



zu Gattikon gebracht. Dort ließ man ihm die erste Pflege zuteil werden, bis er nach Zürich gebracht werden konnte. Nach der Genesung bekleidete er verschiedene höhere Ämter als Bauherr, Landvogt in Grüningen, Obervogt in Birmensdorf und Zeugherr und wurde auch neuerdings mit wichtigen Gesandtschaften betraut. So nahm er 1536 wieder teil an den Verhandlungen zwischen Bern und Savoyen; 1537 wurde er mit Baumeister Niklaus Cloos von Luzern nach Frankreich abgeordnet, um Verlängerung der Neutralität für die Grafschaft Burgund zu erreichen, und wurde dadurch ganze elf Wochen von der Heimat ferngehalten; ebenso hatte er im September 1538 seine Vaterstadt bei den Verhandlungen zwischen der Stadt Kottweil und Hans von Landenberg zu vertreten.<sup>1)</sup> Im Jahre 1550 wurde er schließlich zum Amtmann des Fraumünsterstiftes ernannt und starb in dieser Stellung am 11. Februar 1554. Er hinterließ aus seiner Ehe mit Agathe Meyer von Knonau, einer Stieftochter Zwinglis, zehn Kinder, von denen Georg Keller, am 23. Januar 1533 geboren, der älteste Sohn war. Von dessen Brüdern zeichnete Johannes sich als Staatsmann aus und wurde 1594 zum Bürgermeister der Vaterstadt gewählt; auch Felix und Oswald gelangten in den Rat. Von den Schwestern war die ältere, Susanna, mit dem zweitältesten Sohn des Reformators Bullinger, Hans Rudolf, Pfarrer in Berg am Irchel, verheiratet.<sup>2)</sup>

Über die Jugendjahre Georg Kellers fehlen fast alle genaueren Nachrichten. Wir wissen einzig aus einer gelegentlichen Notiz<sup>3)</sup>, daß er zusammen mit Kaspar Wolf unter Magister Johannes Fries das Lateinische und Griechische erlernt hat. Ob er aber die Schule am Großmünster oder diejenige am Fraumünster besuchte, läßt sich auch daraus nicht mit Sicherheit entnehmen, da Fries 1537—1547 Schulmeister am Fraumünster, von da an bis zu seinem Tode aber am Großmünster war.<sup>4)</sup> Der Eintritt in die Lateinschule wird zu Anfang der vierziger Jahre erfolgt sein; denn es wurde wenigstens einjähriger Besuch einer deutschen Schule vorausgesetzt, und für die Aufnahme in diese galt wieder ein Alter von sechs bis sieben Jahren als Regel. Die Lateinschulen umfaßten fünf Kurse, die aber nur äußerst selten oder sogar nie von einem Schüler in der Zeit von fünf Jahren durchgemacht wurden, sondern in der Regel sieben bis acht Jahre zu ihrer Absolvierung erforderten. Für Keller und seinen (ein Jahr älteren) Kameraden Wolf ergäbe sich daraus, daß sie bis gegen Ende der vierziger Jahre die eine der beiden Lateinschulen be-

<sup>1)</sup> Vgl. die Eidgenössischen Abschiede.

<sup>2)</sup> Vgl. Bullingers Diarium, S. 64.

<sup>3)</sup> Dieselbe findet sich in der an Keller gerichteten Widmung von Wolfs Ausgabe der Schrift Konrad Geßners „De aconito“ im Anhang zu Geßners „Epistolae medicinales“.

<sup>4)</sup> Vgl. hierüber und zum Folgenden Mr. Ernst, Geschichte des zürcherischen Schulwesens.

sucht haben dürften. An dieselben schloß als oberste Bildungsanstalt in Zürich das sogenannte Lektorium an, dessen Schüler nicht nur in den alten Sprachen weitergebildet, sondern namentlich für den theologischen Beruf vorbereitet wurden, aber auch Vorlesungen in den Naturwissenschaften zu hören hatten. Für seinen Besuch wurden je nach der Begabung der Schüler drei bis vier, manchmal aber selbst sieben bis acht Jahre erfordert, und den Abschluß der Studien bildete danach womöglich noch zwei- bis dreijähriger Besuch auswärtiger Universitäten.

Allem Anschein nach hat aber Georg Keller das Zürcher Lektorium nicht besucht<sup>1)</sup>, sondern ist nach Absolvierung der Lateinschule sofort in die Fremde gegangen. Warum sein Vater ihn nicht lieber noch länger daheim behielt, lassen spätere Andeutungen in Kellers Briefen ahnen. Er war danach in schlechte Gesellschaft geraten und hatte nicht gerade großen Fleiß an den Tag gelegt. Außerdem aber gab den Anlaß dazu wahrscheinlich auch der Umstand, daß der Vater, seinem von Bullinger unterstützten Wunsch entsprechend<sup>2)</sup>, ihn Medizin studieren lassen wollte, wofür sich in Zürich keine Gelegenheit bot. Wohl war der berühmte Konrad Gesner zugleich als Stadtarzt und Professor der Physik angestellt; doch hatte er nur Naturwissenschaft im allgemeinen zu dozieren. Für das Medizinstudium aber mußten Schulen im Ausland, in Frankreich und Italien, aufgesucht werden. Zunächst wurde daher Georg Keller von seinem Vater, der sich jedenfalls mit seinem Schwager Rudolf Gwalther, damals Pfarrer am St. Peter, später als Antistes Bullingers Nachfolger, darüber beraten hatte, zur Erlernung der französischen Sprache nach Lausanne geschickt, und zwar im Herbst 1549 oder zu Anfang des Jahres 1550, und es beginnt nun der freilich nur zum Teil erhaltene Briefwechsel des jungen Studenten mit dem Stiefonkel, der sich für sein Studium besonders interessierte.

Einem undatierten Brief, den Keller von Lausanne aus an Gwalther richtete, dem ersten unter den erhaltenen, ist zu entnehmen, daß er sich einem Examen zu unterwerfen hatte und daraufhin als Hörer der ersten Klasse zugelassen wurde. Zunächst handelte es sich auch hier noch nicht um Medizinstudien, sondern es wurden in dieser Klasse die beiden alten Sprachen behandelt, und Keller hoffte, eine alte Lücke in seinen Kenntnissen jetzt auszufüllen. Im nächsten Brief vom 16. März schreibt er, es gefalle ihm in Lausanne gut, und er füge sich gern dem Wunsch der Seinen; doch wenn er länger hier bleiben solle, so bedürfe er im Jahr 25 oder doch mindestens 20 Kronen, d. h. 30—40 Gulden oder nach heutigem Geldwert 500 bis

1) Er nennt allerdings in einem späteren Briefe (21. Oktober 1556, vgl. unten S. 23) Gesner seinen einstigen „Lehrer“, kann aber zum mindesten nur ganz kurze Zeit, etwa 1549 oder vorübergehend im Sommer 1552, dessen Schüler gewesen sein.

2) So ist wahrscheinlich eine Stelle in einem Brief vom 26. März (1550) zu deuten.

650 Franken, für einen Studenten, auch wenn noch nicht an eigentliches Hochschulstudium zu denken ist, gewiß noch immer eine bescheidene Summe. Es war nämlich, wie er angibt, die Stadt überfüllt mit Franzosen, die der evangelischen Lehre wegen sich da niedergelassen hatten, und infolge dessen standen die Lebensmittel hoch im Preise.

Im Sommer wechselte Keller sein Logis, weil sein Hauswirt 14 Kronen (wahrscheinlich für das halbe Jahr) verlangte. Er betont ausdrücklich, der Wechsel sei nicht etwa dadurch veranlaßt, daß er mit Schlägen traktiert worden sei oder unter weniger strenger Aufsicht zu kommen wünsche; vielmehr sei er mit den bisherigen Hausleuten aufs Beste ausgekommen und habe nur des höheren Preises wegen gewechselt. Auch der Herr von Garmiswil, ein vornehmer Freiburger, dessen Sohn Daniel damals in Gwalthers Haus lebte und an den Keller offenbar empfohlen war, habe die Summe zu hoch befunden und sich deshalb nach anderer Unterkunft für ihn umgesehen. Nun wäre vielleicht sein bisheriger Hausherr bereit gewesen, ihn noch länger für den alten Preis zu behalten, aber unter ungünstigen Bedingungen, so daß Keller wieder wie im vergangenen Winter, wenn er daheim studieren wollte, das Holz zum Einheizen auf eigene Kosten hätte beschaffen müssen. Wenn ihm nicht die Schule in Lausanne so gut gefiele, schreibt er, wäre er nach Vivis zu dem Herrn von Garmiswil gezogen, der ihn gerne aufgenommen und aufs Beste traktiert hätte. So aber habe er bei einem Lausanner Bürger im ehemaligen St. Magdalenenkloster, nahe bei Birets Haus und bei der Schule, Wohnung gefunden. Der neue Hausherr, Jakob Scharlet, früher Mönch in diesem Kloster, war ein gläubiger Mann und ließ ihm die beste Behandlung zuteil werden, hatte ihm auch ein besonderes Studierzimmer eingeräumt, wo er von seinen Mitstudenten, Söhnen aus guten Familien, nicht gestört wurde. Für nähere Auskunft über Scharlet wie über seine eigene Aufführung verwies Keller auf Biret, der ihn wohl kannte und ihn aufgefordert hatte, wenn er etwas bedürfe, sich an ihn zu wenden. Von seinen Studien konnte er ebenfalls Günstiges berichten. Im Griechischen wurde Xenophons Kyropädie und das vierte Buch des Theodoros Gaza über Syntax gelesen und erklärt, im Lateinischen Ciceros Rede für Milo und eine rhetorische Schrift (*De partitione oratoria*). Daneben besuchte Keller fleißig die Predigten. Er sprach auch den Wunsch aus, daß der Vater einen seiner Brüder zu ihm schicke, damit er ihn tüchtig anleite; denn daheim tue derselbe, wie er an sich selbst erfahren habe, jedenfalls nichts. Zum Schluß empfiehlt er seinen liebsten Kameraden, Josua Maler,<sup>1)</sup> dem Wohlwollen Gwalthers.

<sup>1)</sup> Josua Maler, 1529 geboren, war der Sohn eines ehemaligen Mönchs von Königsfelden, der 1524 nach Zürich gekommen und wegen Teilnahme an den Kappelerkriegen mit dem Bürgerrecht beschenkt worden war. Josua hatte die Grossmünsterschule be-

In einem Brief vom 26. September des Jahres zeigt sich Keller erfreut, daß Gwalther ihm seine gute Meinung bewahre und mit dem Sohn des Herrn von Garmiswil seinen (Kellers) Bruder zu sich ins Haus genommen habe. Dann berichtet er über einen Adeligen, dessen Umgang ihm Gwalther angeraten und mit dem er schon Freundschaft geschlossen hatte,<sup>1)</sup> derselbe wäre jüngst beinahe verunglückt. Er sei nämlich im alten Franziskanerkloster, wo er Wohnung gefunden habe, von einem jungen Kameraden Namens Efferinger verleitet, herumgeklettert und habe dabei einen schweren Fall getan und einen Schenkelbruch erlitten. Auch mit Josua Maler verkehrte Keller noch sehr viel, und sie beabsichtigten sogar, ihre Studien gemeinsam zu betreiben in dem heizbaren Zimmer, das Keller in seiner neuen Wohnung benutzen durfte. Denn Maler wurde an dem Ort, wo er wohnte, durch andere Knaben am Studieren gehindert, weil sein Hausherr (so bemerkt Keller) nicht wie Gwalther die Rute anwandte und überhaupt mehr auf das Geld als auf den Vorteil seiner Zöglinge bedacht war. Maler beabsichtigte, bevor er sein Logis änderte, noch den Rat Birets einzuholen. Der Plan kam wirklich zur Ausführung.<sup>2)</sup> Aber die beiden Zürcher Studenten teilten ihre Studien nicht lange; denn im Februar 1551 trat Maler nach dem Willen der Zürcher Schulbehörde, die ihn mit einem Stipendium nach Lausanne gesandt hatte, zum Abschluß seiner Studien mit Rudolf Hüsli eine Reise durch Frankreich und England an. Noch vor ihm aber hatte sein Freund die Schule in Lausanne verlassen, um seine Studien in Padua fortzusetzen und zugleich die italienische Sprache zu erlernen.

Der erste Brief, den Georg Keller von Padua aus an Gwalther richtete, ist vom 26. Februar 155(1) datiert. Aus dem Schreiben ergibt sich, daß der junge Student schon im Januar angelangt war, zu einer für die Studien wenig günstigen Zeit. Wegen des Karnevals waren gerade die Vorlesungen eingestellt, und es verging ein ganzer Monat, ehe sie nach Beendigung des tollen Treibens (der Aschermittwoch fiel auf den 11. Februar) wieder aufgenommen wurden. Nach dem Rat eines vornehmen Franzosen de Rochefort besuchte Keller noch keine medizinischen Kollegien, sondern zunächst eine Vor-

---

sucht und war nach deren Absolvierung schon im Juli 1549 nach Lausanne gesandt worden. Keller war mit ihm von Zürich her befreundet.

<sup>1)</sup> Vielleicht jener Hans von Halm, der 1549 mit Josua Maler nach Lausanne geschickt worden war? Vgl. Josua Malers Lebensbeschreibung (Bekanntnisse merkwürdiger Männer, Bd. VI) S. 192; Zürcher Taschenbuch 1885, S. 126.

<sup>2)</sup> Josua Maler berichtet in seiner Lebensbeschreibung, er habe in Lausanne zuerst „bi dem wolgelernten Herrn Jacobo Valerio, einem wolbetagten Mann uß dem Delphinat; war Prediger neben dem Herrn Petro Bireto; folgendß by einem ehrlichen lieben Burger, Frère Jacques Charlot (!) genannt, im abgangnen Closter genant à la Madeleine“ gewohnt. Zürcher Taschenbuch 1885, S. 126.

lesung über Dialektik nach Aristoteles, der aber nicht in griechischer Sprache, sondern in einer lateinischen Übersetzung von Perionius gelesen wurde. Wozu ihm diese sophistischen Erörterungen nützen sollten, war dem Studenten nicht recht klar, und er bat deshalb Gwalther um seinen Rat. Jedenfalls schien ihm dieser Anfang schwer, und er fühlte sich dadurch vom medizinischen Studium abgeschreckt. Noch mehr aber flößte ihm die herrschende Teuerung Bedenken ein; denn er glaubte, sein mit vielen Kindern beladener Vater werde solche Kosten nicht etwa sieben Jahre lang ertragen können. Deshalb sprach er auch geradezu den Wunsch aus, daß man ihn für ein anderes Studium bestimmen möge, es wäre denn, daß die Behörde durch ihre Freigebigkeit die Kosten erleichtern wollte. Keller beabsichtigte unter diesen Umständen, bis Antwort von Gwalther eintreffe, einstweilen sich auf das Studium der Sprachen, besonders des Lateinischen, Französischen und Italienischen zu verlegen, in der Hoffnung, daß es ihm dereinst möglich werde, auch mit diesen seinen Unterhalt auf ehrenvolle Weise zu gewinnen.

Gwalther war jedoch, wie der nächste Brief vom 6. Mai zeigt, mit diesen Plänen nicht einverstanden, sondern forderte seinen Schützling auf, nur tüchtig Griechisch zu treiben und am Medizinstudium festzuhalten. Vielleicht ließen sich die großen Ausgaben auch verringern, wenn Keller Aufnahme in das Haus eines Professors (als dessen Gehülfe) finden könnte. Letzteres erklärte dieser, so förderlich es für seine Studien wäre, zur Zeit als unmöglich. Im übrigen habe er nur der großen Kosten wegen an Aufgabe des Medizinstudiums gedacht, wolle aber jetzt gern nach Gwalthers Rat handeln und sich energisch an die Lektüre des Aristoteles machen. Auch die Schriften des Ammonius und Boethius sollte er nach dem Rate seines Professors lesen; aber da diesen Sommer keine Vorlesung darüber stattfindet, so hätte er dafür einen Privatlehrer notwendig. Er war in der letzten Zeit acht Tage an Fieber krank gelegen und dann mit einem Herrn Wilhelm, der ihm Gwalthers Brief überbracht hatte, mehrere Tage in Venedig gewesen, hatte auch diese Gelegenheit benützt, um dort die zur Lektüre ihm angerathenen Schriftsteller zu kaufen. Aber die Bücher waren ziemlich teuer, weshalb er den Vater bitten ließ, nicht gar zu sehr mit dem Gelde zu sparen. Mit einem eben nach Padua gekommenen Schaffhauser Studenten, Alexander Peyer<sup>1)</sup>, den ihm Gwalther in seinem Briefe empfohlen, hatte Keller schon Freundschaft geschlossen, und die beiden hegten die Absicht, zusammenzuziehen und auf gemeinschaftliche Kosten zu leben.

Einen Monat später (am 7. Juni 1551) empfiehlt Keller einen italienischen Buchhändler, der in Zürich theologische Bücher kaufen und sie in Neapel ein-

<sup>1)</sup> Alexander Peyer, Sohn des gleichnamigen Bürgermeisters von Schaffhausen, wurde später Leibarzt des Grafen Georg von Mompelgard.

führen will. Selbst Neapolitaner, hat er mit einem vornehmen, reichen Mann des Evangeliums wegen fliehen müssen. Wegen der unterwegs drohenden Gefahren hat der Buchhändler nicht allzuviel Geld mitnehmen wollen und wünscht, daß Kellers Vater Bürgschaft übernehme für eine gewisse Summe; er würde dieselbe nach der Rückkehr in Padua dem Sohne auszahlen, wogegen der Vater, davon unterrichtet, Froschauer zu bezahlen hätte. Auch Herr Wilhelm rät, dem Ansuchen zu entsprechen, und deshalb bittet Keller, der seinem Vater auch darüber geschrieben hat, weil dieser nicht mit dem Italiener sprechen könne, möge Gwalther sich der Sache annehmen. Über den Fortgang seiner Studien teilt er mit, er höre jetzt eine Vorlesung über die *Analytica priora* des Aristoteles und lese die dazu gehörigen Erklärungen des Johannes Grammaticus und Alexander Aphrodisiensis nach, alles wahrscheinlich nur in lateinischen Übersetzungen, da er beifügt, ein Herr Prevost habe einen griechischen Lektor, den er selbst ebenfalls hören wolle, um sich auch im Griechischen weiterzubilden. Unter der argen Sommerhitze hatte der junge Zürcher, da er nach eigenem Geständnis nicht gerade kräftiger Natur war, sehr zu leiden und klagte außerdem auch über die herrschende Sittenlosigkeit und den Mangel an Gottesfurcht.

Aus dem folgenden September liegt wieder ein Brief Kellers vor. Er hatte darnach bis zu den Ferien, die mit den Hundstagen begannen, noch fleißig die Vorlesungen besucht, die Logik des Aristoteles und eine Schrift des Porphyrius gehört, auch die griechische Grammatik repetiert und die freie Zeit benutzt, um medizinische Kollektaneen eines sehr gelehrten Mannes abzuschreiben, war mit Alexander Peyer regelmäßig im medizinischen Garten spazieren gegangen und hatte von ihm viel gelernt, daneben noch fleißig Italienisch und Musik getrieben. So hoffte er, seine Zeit gut angewendet zu haben, und bat deshalb, Gwalther möge seinen Vater bestimmen, daß er ihm erlaube, auch über den Winter zu bleiben. Dann werde leicht zu entscheiden sein, ob er sich für das medizinische Studium eigne, und selbst wenn der Vater von diesem nichts mehr wissen wollte, so wäre die Vervollkommnung in der italienischen Sprache auch ein nicht zu verachtender Vorteil. Keller wohnte damals bei einem französischen Arzt, Messer Giovanne geheißten. Um billiger auszukommen, hatte er gemeinsam mit zwei anderen Studenten (die Namen gibt er nicht an) ein Haus gemietet, und schlief, um zu sparen, mit dem einen Kameraden im gleichen Bett. Eine bessere und billigere Unterkunft war bisher nicht zu finden gewesen, und er wartete deshalb auf die Entscheidung seiner Angehörigen, was er weiter tun solle. Kürzlich hatte er auch seinen Freund Alexander Peyer, der in Venedig eine Geldsumme einziehen sollte, weil derselbe des Italienischen weniger kundig war, begleitet und sich acht Tage da aufgehalten; denn die Ferien dauerten noch immer an.

Der Wunsch unseres Studenten, noch den Winter über in Padua bleiben zu dürfen, fand offenbar die Zustimmung des Vaters. Im März 1552<sup>1)</sup> schrieb Keller noch aus Padua wieder an Gwalther, teilte ihm mit, daß er im Studium der Philosophie fortfahre und die Vorlesungen des Bernhardinus Tomitanus<sup>2)</sup> darüber höre, auch dessen Manuscript in kurzer Zeit zu erhalten hoffe. Außerdem hatte er bei Gabriel Falloppia<sup>3)</sup>, einem berühmten Anatomen und Wundarzt jener Zeit, eine Vorlesung über Galens Schrift „Von den Knochen“ gehört und darnach im Januar eine Vorlesung über Anatomie, gestand aber, daß ihm in der letztern noch nicht alles klar geworden sei. Von Ende Januar bis Anfang März waren darauf wieder Karnevalsferien gewesen zum großen Verdruß der auswärtigen Studenten. Keller hoffte, daß sich jetzt Gelegenheit zum Besuche einer anderen medizinischen Vorlesung von Falloppia biete. Andernfalls würde er, da ohnehin schon so viel Zeit verloren worden war, am liebsten eine andere Schule aufgesucht haben. Bis zum Sommer blieb er jedoch allem Anschein nach noch in Padua; dann kehrte er nach der Schweiz zurück, brachte wohl einige Wochen im väterlichen Hause zu und begab sich darauf nach Basel.

Nach einem vom 21. August 1552 datierten Brief war Keller mit einem nicht näher bezeichneten Kameraden<sup>4)</sup> erst kürzlich in Basel eingetroffen, um hier seine Studien fortzusetzen, und hatte bei dem Hauswirt, an den er von Gwalther empfohlen war, bei dem Professor Hospinian, Aufnahme gefunden. Dieser war auch bereit, ihm und seinem Kameraden privatim die Dialektik des Johannes Cellarius zu erklären. Über die Vorlesungen wußte Keller Näheres noch nicht zu melden, weil sie noch nicht begonnen hatten. Er beabsichtigte, wenn sich zeigen sollte, daß sie für das Medizinstudium vorteilhaft seien, sofort zu berichten; andernfalls aber wollte er sich ganz auf die Sprachen, besonders das Lateinische und Griechische, wie auf Dialektik und Rhetorik werfen, um nötigenfalls mit der Zeit selbst diese Fächer lehren zu können, wie es der Wunsch seiner Eltern war für den Fall, daß er sich zum Medizinstudium doch nicht recht geeignet zeige.

In Basel war damals für einen künftigen Mediziner nicht viel bessere Gelegenheit zu tüchtiger Fachbildung als in Zürich. Zwar waren zwei Pro-

<sup>1)</sup> Dem Brief fehlt zwar das Jahresdatum, aber da er inhaltlich sich mit den Briefen aus der Zeit von Kellers zweitem Aufenthalt in Padua (1556 und 1557 könnten allein in Betracht kommen) nicht vereinigen lassen will, ist die Ansetzung auf das Jahr 1552 ziemlich gut gesichert und damit zugleich die Lücke, welche sonst vom September 1551 bis zum August 1552 bestünde, in willkommener Weise ausgefüllt.

<sup>2)</sup> Berühmter Lehrer der Logik in Padua.

<sup>3)</sup> Vgl. über ihn Sprengel, Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde, Bd. III, besonders S. 483 f.

<sup>4)</sup> Wahrscheinlich schon Kaspar Wolf, vgl. Wolf, Biographien z. Kulturgesch. der Schweiz, Bd. I, S. 47, Anm. 9.

fessoren für dieses Fach vorhanden, Johann Huber und Isaaß Keller<sup>1)</sup>; aber nur der erstere war ein tüchtiger Praktiker; der letztere dagegen, der den Lehrstuhl für theoretische Medizin inne hatte, zeichnete sich in seiner Wissenschaft keineswegs aus. So widmete sich Keller wahrscheinlich mehr dem Studium der Sprachen und wäre vielleicht nach so langen Vorbereitungen schließlich doch noch ganz von der Medizin abgekommen, wenn nicht ein Beschluß des Rates von Zürich ihm die Möglichkeit eröffnet hätte, an eine größere Universität überzugehen.

Im November 1552 beschloß nämlich der Rat, zwei Bürgersöhne Medizin studieren zu lassen, damit dem Mangel an Ärzten abgeholfen werde, und unter vier vorgeschlagenen Kandidaten wurden am 30. November von den Verordneten Kaspar Wolf und Georg Keller auserwählt. Der erstere, fast ein Jahr älter als Keller, war ein Bruder des Pfarrers am Prediger (nachmals am Fraumünster) und späteren Professors Johannes Wolf und mit Keller befreundet aus der Zeit, da sie gemeinsam die Anfangsgründe der alten Sprachen erlernt hatten.<sup>2)</sup> Von letzterem heißt es bei diesem Anlaß: „Amman Kellers zum Fraumünster sohn; der ist auch userwachsen, und hat ihn der vater etliche zeit mit großen kosten zu der arznei gezogen; ist auch gar willig, darin zu studieren und seinen fleiß anzuwenden“.

Aus dem von Bullinger abgefaßten Bericht über die Beratungen der Kommission, welche beauftragt war, Vorschläge zu Händen des Rates auszuarbeiten (auch Gwalther, Felix Beyer und Gefner gehörten ihr an), geht außerdem hervor, daß man anfänglich beabsichtigt hatte, die zwei Stipendiaten auf verschiedene Schulen zu schicken. Doch mit Rücksicht darauf, daß die „enaben noch jung seien“ (sie waren beide ungefähr 20 Jahre alt!) und daß die Anfangsgründe der medizinischen Wissenschaft nirgends in wälschen oder deutschen Landen besser gelehrt würden als in Paris, entschied man sich, beide dahin zu schicken, damit sie dort den berühmten Lehrer Jakob Sylvius<sup>3)</sup> und andere königliche Professoren hören könnten. Nach etwa zwei Jahren sollten sie wieder heimkommen und in einer Prüfung zeigen, was sie gelernt hätten; dann wollte man schlüssig werden, welcher von beiden zur Fortsetzung des Studiums nach Italien und welcher nach Frankreich oder ob sie beide an einen dritten Ort geschickt werden sollten und welchen man für die Leib- (innere), welchen für die Wundarznei bestimmen wolle. Für Unterkunft bei ihnen bekannten Ehrenleuten sollten Gefner, Bullinger und Gwalther sich verwenden.<sup>4)</sup>

1) Vgl. Thommen, Geschichte der Universität Basel, 1532–1632, S. 213 f.

2) Vgl. über ihn Wolf a. a. O., Bd. I, S. 43 ff.

3) Über Jakob Sylvius (eigentlich du Bois) vgl. Sprengel, a. a. O., besonders S. 216.

4) Vgl. hierüber Dr. Conr. Escher, Zürcher Taschenbuch 1904, S. 91 ff.



Auf diese freudige Nachricht hin scheint Keller sich nach Zürich begeben zu haben. Am 27. Januar 1553 aber zog er mit seinem Schicksalsgefährten wieder aus der Heimat, in dem frohen Gefühl, jetzt endlich festen Boden unter den Füßen zu haben, und mit dem nötigen Geld für die erste Zeit von der Behörde ausgestattet; jeder der beiden hatte zehn Gulden mitbekommen. Sie begaben sich zunächst nur nach Basel und hörten da Dialektik nach dem Organon des Aristoteles bei Hospinian, dazu noch sonst einiges im Griechischen; daneben begannen sie für sich das Studium der Physik, weil die Vorlesung darüber mit der dialektischen zusammenfiel, auf eigene Faust und besuchten noch eine medizinische Vorlesung von Professor Johann Huber, die aber für sie noch nicht recht paßte, sondern mehr auf Leute berechnet war, die im Begriffe standen, in die Praxis überzugehen; ebensowenig sagte ihnen eine unbedeutende Vorlesung von Professor Isaak Keller zu. Was sie also eigentlich in Basel gesucht hatten, fanden sie dort nicht und wünschten darum, nicht lange hier bleiben zu müssen, sondern bald den Ort aussuchen zu können, wo alles für ihr Metier Nötige besser und in der richtigen Ordnung gelehrt wurde, d. h. die französische Hauptstadt.

Ende März bot sich ihnen eine günstige Gelegenheit, in sicherer Gesellschaft nach Paris zu reisen, nämlich mit Buchhändlern von dort, die über Basel zur Messe nach Frankfurt gezogen waren und wieder auf dem gleichen Weg zurückkehren wollten. Darunter war auch einer, Jacques de Buys, mit dem Kellers Bekannter aus Padua, Alexander Peyer, vor Zeiten schon gereist war. Diese Begleitung schien alle wünschenswerte Sicherheit gegen die Gefahren zu bieten, welche in dem fremden, vom Krieg erregten Lande drohten. Nur eines machte Schwierigkeiten, daß nämlich die Buchhändler beritten waren, während die Studenten Befehl hatten, zu Fuß zu reisen. In ihrer beider Namen schrieb deshalb Keller eiligst an seinen Beschützer Gwalther und bat um dessen Verwendung, daß ihnen die Erlaubnis gewährt würde, sich nach Paris zu begeben und zwar womöglich zu Pferde. Sollte allerdings letztere Absicht gar zu anmaßend erscheinen, so möge Gwalther davon nichts verlauten lassen; denn sie seien, wenn es sein müsse, auch bereit, die Reise zu Fuß zu unternehmen, obwohl man ihnen davon allgemein abrate.

Die Antwort, welche ihnen zuteil wurde, lautete in der Hauptsache nach dem Wunsch der Studenten; auch ließ man jedem von ihnen zwanzig Kronen zustellen. Freudig trafen sie ihre Vorbereitungen zur Reise. Obwohl die Behörde in Zürich offenbar nichts davon hatte wissen wollen, ließen sie sich durch die übereinstimmenden Warnungen von Leuten, die aus Frankreich kamen, bestimmen, sich um Pferde umzusehen. Es traf sich dabei glücklich, daß sie solche übernehmen konnten von einem Norddeutschen Albert Horstanus aus Geldern, der in Begleitung eines Hessen von Toulouse nach Basel gekommen

war und den Keller zufällig im Hause des Professor Coelius Secundus Curio kennen lernte; die beiden Fremden gedachten nämlich, sich in den Städten am Rhein länger aufzuhalten, und waren deshalb geneigt, ihre Pferde zu billigem Preise abzutreten. Bis Troyes gelangten die Zürcher Studenten wohlbehalten hoch zu Roß; dort aber mußten sie länger verweilen, weil die Straße nach Paris von Truppen besetzt war. Um nicht unnötige Auslagen zu haben, schlugen sie deshalb ihre Pferde hier zum Ankaufspreise los und legten dann die letzte Strecke, als die Straße wieder frei war, ungefährdet zu Fuß zurück. Der Deutsche, mit dem sie in Basel zusammengetroffen waren, Horstanus, hatte sich früher in Paris als Erzieher aufgehalten und ihnen so Empfehlungen an die königlichen Professoren Petrus Ramus und Stracelius, sowie an einen Griechen Diasarinus mitgeben können, die ihnen eine gute Aufnahme verschafften.

In dem ersten Schreiben aus Paris vom Ende April 1553 gab Keller über all diese Erlebnisse ausführlichen Bericht; dagegen konnte er noch nichts Genaueres über die Vorlesungen mitteilen, weil sie noch keine Auswahl getroffen hatten. Die freudigen Erwartungen, mit denen die beiden Zürcher in Paris eingezogen waren, gingen aber, wie ein späterer Brief aus dem August erkennen läßt, nicht alle in Erfüllung. Gerade der Lehrer, dessen Ruf vor allem sie nach Paris gelockt hatte, las nämlich nicht, und nach kurzer Zeit stellten auch die anderen Professoren ihre Vorlesungen ein und verließen die Stadt, weil die Pest einige Zeit lang heftig grassierte. Da blieb den Studenten nichts übrig, als sich, so gut es gehen wollte, zu behelfen, indem sie die von den Lehrern gehaltenen Vorlesungen repetierten. Von der Pest waren sie bis dahin verschont geblieben, waren aber beunruhigt darüber, daß sie seit langem keinen Brief aus der Heimat erhalten hatten. Sie fürchteten, es sei Falsches über sie berichtet worden, oder man sei unwillig, daß sie zu viel Geld verbraucht hätten. Keller bat deshalb dringend, sie in der schlimmen Lage doch nicht im Stich zu lassen, sondern mit dem Notwendigen zu versehen, damit sie, was auch passiere, leichter durchkämen. Für den Fall, daß eine früher gesandte Abrechnung über ihre Ausgaben nicht angelangt sein sollte, legte er eine Abschrift bei und sprach die Hoffnung aus, daß alle Ausgaben als solche befunden würden, die jungen Leuten anstünden.

Am gleichen Tage (26. August 1553) richtete Keller auch an Bullinger, der ihn zum Schreiben aufgefordert hatte, einen allgemein gehaltenen, inhaltlich nichts Neues bietenden Brief.

Da auf frühere (uns nicht erhaltene und vielleicht überhaupt verloren gegangene) Briefe, wie auf diese letzten noch länger keine Antwort eintraf, gerieten die beiden Studenten ernstlich in Not. Sie hatten allerdings gemeint, in solchem Falle würden die ihnen mitgegebenen Empfehlungen genügen, um

sie vor direktem Mangel zu schützen; aber als sie jetzt von ihnen Gebrauch machen wollten, zeigte sich, daß die Leute, an die sie sich wandten, teils ihnen nicht helfen konnten, teils wegen der ungesunden Witterung Paris verlassen hatten. So gelangten sie zuletzt an den Buchhändler Jacques de Buys und erhielten von ihm ein Darlehen von dreißig Kronen. Sie ließen sich durch einen Herrn Martin, der auch in andern Briefen genannt wird und offenbar Bullinger bekannt war, bezeugen, daß sie wirklich genötigt gewesen seien, die Summe aufzunehmen. Gleichzeitig aber sprach Keller in einem Brief an Gwalther die dringende Bitte aus, dem Buchhändler, der sich zu Einkäufen wieder nach Basel begeben wollte, die Schuld durch Froshauer erstaten zu lassen. Er bezeichnete auch für künftige Geldsendungen Jacques de Buys als den geeignetsten Vermittler und fügte bei, dieser wäre gern bereit, ihnen jeweils das Nötige vorzustrecken, falls er wüßte, daß man in Zürich damit einverstanden sei.

Im Oktober traf endlich wieder ein Brief von Gwalther ein, wahrscheinlich durch den Buchhändler bei seiner Rückkehr überbracht. Es waren darin Ratschläge für die Studien enthalten, die aber, auch wenn sie früher an ihre Adresse gelangt wären, nicht hätten befolgt werden können, weil die augenblicklichen Verhältnisse den Voraussetzungen nicht entsprachen. Keller verwies in seiner Antwort zur Begründung des bisherigen Verhaltens nochmals auf seine früheren Briefe und knüpfte daran die Hoffnung, daß jetzt, wo der Krieg zu Ende und fast das ganze Heer entlassen sei, bald auch die Vorlesungen wieder beginnen würden. Das scheint denn auch wirklich der Fall gewesen zu sein. Die nächsten Briefe datieren allerdings erst wieder aus dem Januar des folgenden Jahres. Doch läßt die Bemerkung im ersten (vom 1. Januar 1554), daß die Vorlesungen mit gewohnter Genauigkeit aufgenommen worden seien, darauf schließen. Im zweiten (vom 26. Januar) entschuldigt sich Keller zunächst, daß sein letzter Brief schlecht geschrieben gewesen sei (er hatte nach einem Zusatz zur Unterschrift vor Kälte kaum die Feder halten können), und berichtet dann, Professor Sylvius setze seine Vorlesung über die Schrift des griechischen Arztes Galenus *De locis affectis* fort, ebenso die übrigen Lehrer ihre Vorlesungen. Im übrigen dienen beide Briefe hauptsächlich der Rechtfertigung der großen Ausgaben, welche die Stipendiaten in diesem ersten Jahre gemacht hatten. Sie hatten von dem Buchhändler neuerdings vierzig Kronen entlehnt und damit jeder in dem mit 27. Januar zu Ende gehenden Jahre sechzig Kronen und zehn Gulden erhalten, nämlich je zehn Gulden bei der Abreise von Zürich und je 20 Kronen als sie von Basel aufbrachen; seither waren einmal 20 Kronen für jeden durch Professor Sulzer in Basel an Jacques de Buys überandt worden und weitere 40 Kronen hatte dieser lezt hin vorgestreckt.

Diese Ausgaben wären nach heutigem Maßstab noch immer als ziemlich mäßig zu bezeichnen (sie kommen etwa einer Summe von 1600—1700 Fr. für jeden der beiden Studenten gleich). In jenen weniger anspruchsvollen Zeiten aber mußten sie namentlich Leuten, die mit den Verhältnissen in Paris nicht vertraut waren, als recht beträchtlich erscheinen. Keller beteuerte darum in seinen Briefen wiederholt, daß es nicht möglich sei, billiger auszukommen, und sprach die Hoffnung aus, daß die Behörde sich durch den großen Aufwand nicht abschrecken lassen werde, ihn und Wolf bis zur Vollendung ihrer Studien zu unterstützen; sie seien beide bemüht gewesen, durch untadelige Ausführung sich der gewährten Hilfe würdig zu erweisen. Übrigens reichten die von der Obrigkeit gewährten Mittel zur Bestreitung aller Kosten nicht völlig aus; wenigstens berichtete Keller, daß er noch von seinem Eigenen dazu gebraucht habe. Am Schluß seines Briefes empfahl er seinem Verwandten den Überbringer, einen Bruder Konrad Gefñers, der in königlichen Diensten stand und gerade zu einem Besuch nach der Heimat reisen wollte.

Von Keller selbst fehlt hierauf weitere Nachricht bis zum Februar des folgenden Jahres. Dagegen gibt ein Brief Gefñers vom 6. März 1554 uns Kunde von einem schweren Schicksalsschlag, der den Nichtsahnenden inzwischen getroffen hatte. Am 11. Februar 1554 war Ratsherr Hans Balthasar Keller unerwartet an einem Darmleiden gestorben. Gefñer schreibt darüber, nachdem er zu Anfang des Briefes für eine durch seinen Bruder ihm zugestellte Ausgabe des griechischen Arztes Arataeus gedankt hat: „Das Geld, das mein Bruder dir geliehen hat, ist ihm schon erstattet, wie Gwaltther dir berichten wird. Aus seinem Briefe wirft du auch das für dich so betäubende Unglück erfahren. Ich ermahne dich dringend, es mit gefaßtem Christensinn zu tragen, da wir alle das gleiche Geschick zu erwarten haben. Denn so sind einmal die menschlichen Dinge beschaffen, und mit dieser Bestimmung sind wir geboren; dem Weisen aber ziemt es nicht zu sagen: Das hätte ich nicht geglaubt. Nichts, was die Menschen treffen kann, darf so traurig oder so schwer sein, daß wir nicht stets bereit und mit frommer Fassung gerüstet wären, an uns selbst oder unsern Eltern und Freunden es zu ertragen. Gott der Allmächtige hat gewollt, daß dein guter, lieber Vater jüngst, plötzlich von einer Darmkrankheit erfaßt, aus diesem irdischen Leben scheiden mußte. Trägst du diesen seinen Tod nicht so sehr mit Tränen und übermäßiger Trauer als mit frommem, gottgefälligem Lebenswandel, und indem du dich auf ein gleiches Ende, wenn immer es dem Herrn über alles gefallen mag, vorbereitest, so handelst du damit, wie es einem Weisen und einem Christen ansteht. Es ist ja wohl ein Gesetz der Natur, daß wir die natürliche Zuneigung und unsere Gemütsbewegung in so schwerem Unglück nicht beherrschen können; doch soll man Mäßigung beobachten. Denn in der Natur wird, auch was an sich löblich ist, wenn das Maß fehlt, aus

einer Tugend zum Fehler. Man soll also, wenn die Natur dazu antreibt, sich dem Schmerze hingeben, aber nicht ohne Maß, damit es nicht scheine, als wollten wir mit Gott hadern und uns nicht in seinen Willen fügen. Darum sei tapferen Sinnes, mein Georg, und spende dem betäubten Herzen den Trost des göttlichen Wortes. Zeige, wie sehr ein mit frommem Christensinn und der Sanftmut des Weisen erfüllter Mann die menschlichen Unglücksfälle mit größerer Mäßigung ertragen und mit Hilfe des heiligen Geistes eher überwinden kann als die meisten der anderen, die nichts wissen von Frömmigkeit und der auf den göttlichen Versprechungen beruhenden Zuversicht. Bedenke, daß wir noch einen Vater haben, der in Wahrheit der Beschützer und Erhalter aller ist, die ihn anrufen. Wenn er seine Gnade gibt, so ist kein Erbe so klein, daß es nicht ausreichte, eine noch so große Kinderschar in Ehren zu erziehen. Wenn du schon dies alles recht wohl weißt, so wollte ich doch, weil die in solche Trauer Versetzten nicht bei sich sind, dich einigermaßen trösten. Was an mir liegt, so will ich nichts versäumen, was ich dir und den Deinen zu Gefallen, zum Nutzen und zur Ehre tun kann. Denn ich wünsche gar sehr, daß ihr, du und unser Wolf, den du von mir freundlich grüßen magst, in der Heilkunde schnelle und recht große Fortschritte machet und, was euch nicht eben schwer fallen wird, mich übertreffet, damit ihr unserer Vaterstadt bald zum Nutzen und zur Ehre gereichen möget. Fahret also fort in euren Studien, wie ihr begonnen habt. Statt der Fabeln des Dichters Aristophanes oder einer anderen griechischen Vorlesung würde ich euch raten, etwas über die Physiologie des Aristoteles zu hören, jedoch nicht über die acht Bücher Physik, die gar zu scharfsinnig und weitläufig sind. Ich wünschte, daß Ihr eine Probe eurer Fortschritte hieher sendetet, z. B. eine methodische, aber kurze Erklärung irgendwelcher Sätze, worüber man verschiedener Ansicht sein kann, und dazu auch ein Zeugnis des einen oder andern Gelehrten über eure Studien und euren Fleiß, und zwar leitet mich dabei nur euer Interesse, damit wir bei diesem Anlaß und im Hinweis darauf vor der vom Rat hiefür eingesetzten Behörde euch loben und die Versicherung geben können, daß die auf euch gewendeten Auslagen nicht verloren seien.“

Kellers Antwort auf diesen Brief ist nicht erhalten. Daß man in Zürich trotz der großen Ausgaben nicht daran dachte, die beiden Stipendiaten vorzeitig von Paris zurückzurufen, lassen Gefners Worte erkennen, und auch durch den Tod des Vaters wurde Keller nicht zur Aufgabe des Studiums gezwungen. Die Familie war, wenn schon nach den obigen Andeutungen nicht gerade sehr wohlhabend, doch vermöglich genug, um zunächst noch seine Hilfe entbehren und ihm selbst einigen Zuschuß gewähren zu können. Er setzte also seine Studien gemeinsam mit Wolf noch ein volles Jahr in Paris fort. Im Januar 1555 traf sie das Mißgeschick, daß ihr Lehrer Sylvius starb,

„die Leuchte der Medizin“, wie Keller ihn nennt. Um die gleiche Zeit gerieten sie auch, weil seit mehr als einem halben Jahr alle Nachrichten aus der Heimat fehlten, wieder in Not und mußten neuerdings Geld (40 Kronen) aufnehmen. De Buns weigerte sich, sie vorzustrecken, weil von Basel noch nicht Anzeige eingetroffen war, daß diese Summe an Sulzer übersandt worden sei. Dagegen ließ sich ein Basler, Andreas Bläg, wie es scheint ein Angestellter des Buchdruckers Froben, der gerade in Paris weilte, dazu bewegen; er versicherte auch, daß die Summe schon an Sulzer gesandt worden sei. Eben als Keller deshalb einen Brief an Gwalther richtete (2. Februar 1555) und darum bat, daß auf jeden Fall die Schuld bei Froben beglichen werde, traf ein Schreiben Bullingers vom 6. November und ebenso eines von Sulzer ein. Die Studenten ersahen daraus, daß sie im Frühjahr nach zweijährigem Aufenthalt von Paris heimkehren sollten, und ließen sich daher, um nicht nochmals Geld fordern zu müssen, von Bläg noch weitere 20 Kronen für die Zeit bis zur Rückkehr und für die Heimreise vorstrecken. Allfällige Vorwürfe, die deshalb gegen sie erhoben werden könnten, als ob sie leichtfertig seien, bat Keller zurückzuweisen; denn es sei besser, unterwegs genügend mit Geld versehen zu sein, als etwa aus Mangel wie blind vorübergehen zu müssen an Sehenswürdigkeiten. Zum Abschluß ihrer Pariser Studien beabsichtigten die Zürcher, vor der Rückkehr noch einige französische Städte, die sie bisher nicht gesehen hatten, aufzusuchen und dann auf Pfingsten (Anfangs Juni) heimzukehren.

Diese Absicht gelangte nicht zur Ausführung; sondern die Studenten kehrten, wohl auf Befehl der heimatlichen Behörde, um Ostern zurück, und schon am 25. April faßten Bürgermeister und Räte den Beschluß, daß Keller und Wolf von der eingesetzten Kommission examiniert werden sollten. Nach einem Bericht, daß das Examen zu voller Zufriedenheit ausgefallen sei, wurde darauf am 4. Mai beschlossen, auch weiterhin jedem der beiden jährlich 60 Sonnenkronen auszurichten; außerdem sollte eine Verordnung für ihr weiteres Studium aufgestellt werden, auf die sie sich zu verpflichten hätten.

Diese „Ordnung, was die beyd jüngling, so in der Stadt Zürich Kosten erhalten werden, ze thund schuldig seyn“, wurde von Konrad Gefner entworfen; sie datiert vom 22. Mai 1555.

„Es sollen“, heißt es darin, „Jörg Keller zu Padua und Kaspar Wolf zu Montpellier sich mit allem slyß uff die kunst der arzny gäben und studieren, was inen wyter von nöten ist, iren curß zu vollbringen, sonderlich das antrifft die kunst selber und methodum medendi, die nammen einfacher und vermischter arznyen, die diet, die chirurgy oder wundarzny. 1. Sy sollen alle tag 3 lectiones hören, 2 in der lybarzny, eine in der wundarzny. 2. Uff die bücher, so sy hören, sollen sy ußlegungen, und was zu merken, sonderlich uffzeichnen, dieselben, so sy wider heimkommen, darleggen, so sy darumb erfordert

werden. 3. Die anatomy sollen sy mitt solchem flyß üben, das sie den schäreren und gleerten, so man's begärt, an eins menschen körpel alles innerlich und äußerlich sampt alles geäders uftheilungen mit irer hand howen und zeigen können. 4. Mit den doctoren der lyb- und wundarzny sollen sy täglich uff die practic gan, alle ding flyßig merken und uffzeichnen, damit sy ein buch zeigen können sömliches ired flyßes, wie es vilen francken ergangen und was arnyen sy gebrucht mitt nuß oder schaden. 5. Sy sollen jürlich unsern g(nädigen) herren von iren lerern zügnuß zuschicken, daruß man iren flyß der lezgen<sup>1)</sup> halben und die francken zu besichtigen verstande. 6. Sy sollen in der lyb- und wundarzny doctores werden, in einer rechten hohen schul durch disputiren probirt, und deselben gute eerliche kundschafft und brief bringen, wo der religion halb kein hindernuß wäre. 7. So sy doctores worden, sollen sy sich angenß uff die practic geben und sich zu verrümpften der großen spitälern oder andern doctoren thun, allerlei säl und krankheiten mit inen zu besähen, biß daß sy von unsern g(nädigen) herren berufft werden. 8. Mitt kleidern, essen und trinken und allen dingen, so kosten anzulegen (geeignet), sollen sy sich züchtig, zimulich und mäßig und mit allem läben eerbar und goßfürchtig halten.“<sup>2)</sup>

Der Verfügung des Rates gehorchend, trennten sich also die bisherigen Studiengenossen, und während Wolf die alte Schule von Montpellier aufsuchte, an der fünfzehn Jahre vorher auch Gefner studiert hatte, kehrte Keller nach etwas mehr als dreijähriger Abwesenheit nach Padua zurück, um an der nicht minder berühmten Universität das Studium zum Abschluß zu bringen, in dem er schon seine ersten Versuche hier gemacht hatte. Der erste erhaltene Brief aus der Zeit dieses zweiten Aufenthaltes in Padua ist vom 4. Oktober 1555 datiert. Es ergibt sich daraus, daß Keller schon früher (etwa im Juli) geschrieben und Gwalther eine Uhr gesandt hatte. Er bemerkt, der Überbringer derselben, ein gewisser Herr Jakob sei gerade noch rechtzeitig abgereist, und hätte bei späterem Aufbruch die Straßen verschlossen gefunden. Denn die Pest, die schon bei Kellers Ankunft in der Stadt geherrscht, aber wieder nachgelassen hatte, war Anfangs August mit erneuter Heftigkeit aufgetreten, so daß man zu außergewöhnlichen Maßregeln griff. Die Gestorbenen wurden wie Tiere aus den eigenen Häusern auf die Straße geworfen und auf Karren aus der Stadt geschafft. Darauf wurden ihre Häuser geschlossen und die gesamte Hauseinwohnerschaft an einen etwa zwei italienische Meilen vor der Stadt gelegenen Ort gebracht, den man nach dem Namen des Lazarus als ein Lazaret bezeichnete, um sich dort zu reinigen und, falls sie angesteckt war, zu gesunden. Auf dem Wege dorthin ging dem Zuge ein Ausrufer mit einer Glocke voran, um die Begegnenden zu warnen.

<sup>1)</sup> Lektionen (Vorlesungen).

<sup>2)</sup> Vgl. Dr. C. Escher, a. a. D., S. 94 ff. Wolf, a. a. D., S. 45 f.

Aus den Häusern wurde der wertvollere Hausrat ebenfalls nach dem Lazaret geschafft, alles übrige durch Feuer vernichtet. Die Behörde beobachtete bei diesen Maßnahmen solche Strenge, daß, wer, selbst ohne es zu wissen, mit einem Pestkranken nur ein Wort gewechselt hatte, vierzig Tage in seinem Hause eingeschlossen wurde. Die Durchführung dieser Vorsichtsmaßregeln war Ärzten anvertraut, die durch ihre Untergebenen die Leichen wegführen, die Kranken fortschaffen und die Häuser reinigen ließen. Unter den hiefür angestellten Leuten fanden sich aber auch Schurken, die das Elend ihrer Mitmenschen sich auf schändlichste Weise zu nutze machten. So hatten sich, wie Keller berichtet, ein Mönch vom Orden des heiligen Antonius von Padua, ein Arzt und zwei jener Knechte zu diesem Zwecke zusammengetan. Der eine der letztern, der die Häuser hätte reinigen sollen, warf infizierte Gegenstände, wie Taschentücher u., statt sie zu verbrennen, auf öffentlichen Straßen und Plätzen hin, so daß die Leute, welche sie aufhoben, ebenfalls angesteckt wurden. Der andere aber, der die Bewohner infizierter Häuser und Kranke nach dem Lazaret bringen sollte, zwang auch sonst Leute, sich dahin zu begeben, und drohte anderen, er werde sie demnächst mit seinem Karren heimsuchen. Der Mönch verfügte sich zu reichen Leuten, die genötigt waren, das Lazaret aufzusuchen, sprach ihnen Trost ein und ermahnte sie, in ihrem Testament seiner nicht zu vergessen. Daneben aber benützte er auch die Gelegenheit, um sich schönen Mädchen zu nähern und sie zu verführen. Der vierte endlich, der nicht so sehr den Namen eines Arztes als den eines Henkers verdiente, öffnete die Pestbeulen der Kranken vor der Zeit, brannte sie mit glühenden Eisen aus und bewirkte so, daß Starrkrampf eintrat. Darauf teilten sich die vier Verschworenen in die Habe ihrer Opfer, und lange wagte niemand, ihnen Widerstand zu leisten. Endlich gelangten ihre Frevel aber doch zur Kenntniß des Rates, der sie zur Genugthuung der Bevölkerung kreuzigen ließ.<sup>1)</sup>

Während der ganzen Zeit dieser Pestepidemie war die Stadt Padua verschlossen, so daß niemand, der sie einmal betreten hatte, sie wieder verlassen durfte, und dieser Zustand dauerte noch an, als Keller seinen Brief schrieb. Ebenso durfte niemand, der aus Padua kam, Venedig oder eine andere italienische Stadt betreten, wenn er nicht vorher an einem seuchensfreien, von Padua weit entfernten Ort sich wenigstens einen Monat lang aufgehalten hatte. Nur wer dies beschwören konnte, erhielt Zutritt, durfte aber nichts mit sich nehmen, nicht einmal ein paar Bücher oder ein Hemd. Infolge dieser Verhältnisse blieb dem

<sup>1)</sup> So unglaublich der Bericht klingt, ist doch an der Wahrheit nicht zu zweifeln; denn noch in einer zweiten gleichzeitigen, ganz unabhängigen Quelle, wird fast genau das Gleiche (nur kürzer) berichtet, nämlich in einem Brief des Churer Pfarrers Philipp Gallicius an Bullinger vom 14. Oktober 1555. (Vgl. Quellen zur Schweizergesch., Bd. XXIII, S. 418.)



jungen Zürcher, da er sich aus Padua nicht entfernen konnte und die Vorlesungen natürlich längst eingestellt waren, nichts übrig, als sich privatim, so gut es ging, weiterzubilden. Von der Krankheit war er bis dahin verschont geblieben. Er hoffte, daß im November nach dem gewöhnlichen Brauche die Vorlesungen wieder aufgenommen würden. Sollte dies nicht geschehen, so beabsichtigte er, sich mit den Studenten seiner Fakultät zu beraten, was sie tun wollten. Doch war es nicht leicht, einen Ausweg zu finden. Denn vom Besuch der Universität in Bologna schreckten ihn die dort herrschende Teuerung und Kriegswirren ab.

Allem Anschein nach wurden bei Beginn des Winters die Vorlesungen doch wieder aufgenommen. So blieb Keller in Padua und wäre jetzt mit allem zufrieden gewesen, hätte nicht gegenseitige Mißgunst und Unverträglichkeit der Professoren die Studenten um die Gelegenheit gebracht, Anatomie zu hören. Keller beklagte sich darüber bitter in einem Brief vom 29. Januar 1556. Es waren an der Universität sogar zwei Lehrer für dieses Fach angestellt. Als aber die Vorlesungen beginnen sollten, stellte sich der eine krank, und wie nun der andere, Trincavellius<sup>1)</sup> geheißten, den die deutsche Nation stets besonders hochgehalten, von Keller als dem Sprecher derselben davon unterrichtet und ersucht wurde, da jetzt niemand ein Hindernis in den Weg lege, seinerseits Anatomie zu lesen, gebrauchte er allerhand leere Ausflüchte und schützte die Schwierigkeit, ein Objekt zu erlangen, vor. So verstrich die kalte Jahreszeit und damit die Gelegenheit für Abhaltung dieser Vorlesung unbenützt, und die Studenten waren dadurch gerade um das Fach betrogen, das weit mehr als die Vorlesungen sie nach Padua gezogen hatte. Keller meinte, unter solchen Umständen hätten sie freilich besser getan, nach Bologna zu gehen. Aber einerseits wäre dies mit Schwierigkeiten verbunden gewesen, weil Padua lange Zeit abgeschlossen war und auch nachher Leute, die von dort kamen, anderwärts nicht zugelassen wurden; andererseits hatten die Professoren goldene Berge versprochen. Dazu kam auch noch, daß in Bologna das Leben weit teurer war als in Padua, so daß Keller mit seinen 60 Kronen nicht weit gekommen wäre; ferner hätte er in Padua viel zurücklassen und namentlich liebe Freunde, die seiner Hilfe dringend bedurften, im Stiche lassen müssen. Nicht zuletzt aber bewog ihn zum Bleiben auch die Liebe und Verehrung für seinen Lehrer Bassianus Landus, den berühmtesten Professor seines Faches in Padua<sup>2)</sup>, von dem er vor andern ausgezeichnet wurde, und er hegte die Hoffnung, in dessen Haus aufgenommen zu werden. Andernfalls allerdings gedachte er, sich doch noch nach Bologna zu begeben. Doch wäre ihm an ersterem sehr viel gelegen gewesen mit Rück-

<sup>1)</sup> Vittorio Trincavella aus Venedig; vgl. über ihn Sprengel, a. a. O., S. 158.

<sup>2)</sup> Bei Sprengel, a. a. O., nicht erwähnt, wohl aber in Geßners Bibliothek als berühmter Lehrer der Medizin in Padua genannt.

sicht auf seine Geschwister. Denn nicht nur hätte er selbst dann billiger gelebt; sondern es war auch zu hoffen, daß später sein Bruder Oswald von dem Professor als Handlanger angenommen und von ihm unterhalten würde. Diese Stellung bekleidete jetzt noch Theodor Zwinger aus Basel, der aber auf Ostern nach Zürich kommen wollte, und vor ihm hatten andere, darunter ein Melchior Brassus, den Gefner kannte, sie innegehabt. Sie war keineswegs mühsam, da der betreffende Student nicht wirklich als Diener fungieren, sondern nur in den Ferien die Vorlesungen des Professors nach seinem Diktat niederschreiben, seine Vorlesungen besuchen und sonst zuweilen ihn begleiten mußte, wofür er Gelegenheit hatte, das Lateinische und Griechische tüchtig zu erlernen. Einstweilen, meint Keller, könnte Oswald vielleicht im Tausche mit einem Sohn des Herrn von Garmiswil nach Lausanne gesandt werden.

Nicht nur für diesen Bruder zeigt sich Keller hier sehr besorgt; sondern er verheißt auch, er wolle in Zukunft all seinen Geschwistern den verlorenen Vater zu ersetzen suchen. Einstweilen freilich war er noch weit davon entfernt, etwas für sie tun zu können, mußte vielmehr selbst die Hilfe der Familie in Anspruch nehmen; denn das Stipendium reichte, wie er klagt, für seinen Unterhalt nicht aus, zumal in dieser Zeit, wo das Land durch Kriege erschöpft war. Damals, als Keller sich zum erstenmal in Padua aufgehalten hatte, waren die Verhältnisse doch noch besser gewesen. Er wußte nun nicht, was er tun sollte. Den Rat um Erhöhung des festgesetzten Stipendiums anzufragen, würde wahrscheinlich als ein böser Verstoß gelten; wollte er sich aber an die Mutter wenden, so konnte diese es als arge Zumutung auffassen. So ersuchte er denn Gwalther, mit der Mutter zu reden und sie zu bestimmen, daß sie zunächst das Geld gebe, in der Hoffnung, daß der Rat, wenn erst Keller den Doktorhut erworben habe, sich freigebiger zeige eben mit Rücksicht auf den bis dahin schon benötigten Zuschuß von seiten der Familie. Vielleicht würde ihm dann auch die Erlaubnis, etwas länger zu bleiben, und ein Jahresstipendium gewährt, ohne daß er gerade gebunden wäre, ein volles Jahr auszuhalten. Um nicht in Verlegenheit zu geraten, bat Keller noch, man möge mit dem Überbringer, einem Kaufmann (Namens Rordorf, wie der nächste Brief zeigt) vereinbaren, daß dieser ihm stets das Nötige liefern und dafür jeweils bei Ziegler in Zürich Geld bereit finden solle; außerdem wünschte er, daß dem Kaufmann achtzehn ungarische Dukaten, die er schon von ihm entlehnt hatte, erstattet werden möchten.

Dieser lange und inhaltreiche Brief läßt mehr als andere wirklich einen Einblick in Kellers Studentenleben tun. Wir sehen daraus, daß er nicht nur von seiten der Lehrer Achtung genoß, sondern auch in der Studentenschaft, speziell in der deutschen Nation, eine hervorragende Stelle einnahm, was zum Teil auch in der Sprachfertigkeit begründet gewesen sein mag, die er schon

bei seinem ersten Aufenthalt in Italien sich erworben hatte; doch müssen persönliche Vorzüge mitgewirkt haben. Von den Freunden, mit denen er besonders verkehrte, nennt er leider nur einen Franzosen Sarravius ausdrücklich. Wir ersehen aber aus einem späteren Briefe, daß der hier in anderem Zusammenhang erwähnte Theodor Zwinger ihm besonders nahe stand. Dieser war ein Neffe des Basler Professors und Buchdruckers Johannes Oporinus (Herbster), der Ehe von dessen Schwester Christina mit einem Kürschner entsprungen, nur ein Jahr jünger als Keller. Er hatte schon in früher Jugend große Liebe zu den Studien gezeigt und als fünfzehnjähriger Knabe ohne Wissen der Eltern sich nach Lyon begeben, wo er drei Jahre bei einem Buchdrucker arbeitete und daneben eifrig studierte; dann hatte er Paris aufgesucht und die Vorlesungen des Philosophen Petrus Ramus gehört, studierte aber jetzt in Padua, später noch in Venedig Medizin und wurde nachmals ein berühmter Arzt in seiner Vaterstadt.

Durch eben diesen Freund sandte Keller Ende Mai seinen nächsten Brief an Gwalther. Er schreibt, er möge Zwinger die Heimkehr wohl gönnen; doch tue es ihm leid, einen so treuen Gefährten zu verlieren, der ihm gleich einem Bruder lieb gewesen sei und den er aufs beste aufzunehmen bitte. Für alle genaueren Nachrichten verweist er auf den Überbringer, fügt nur im allgemeinen bei, daß er sich wohl befinde und seine Studien einen guten Fortgang nähmen, und erkundigt sich nach der geplanten Heirat einer Schwester.

In seinem nächsten Schreiben vom 5. August 1556 beteuert Keller vorerst, er habe dem längeren Schweigen Gwalthers keinen andern Grund, als den von diesem selbst angegebenen, untergelegt; denn er habe das Bewußtsein, sich stets ordentlich aufgeführt zu haben, so daß nicht nur Gleichgestellte, sondern auch Barone und Grafen gern mit ihm verkehrten. Er richtet denn auch Grüße aus von einem Grafen Bedford, einem Engländer, den Gwalther und Bullinger kannten und mit dem auch er in der letzten Zeit Verkehr gehabt hatte. Jetzt sei derselbe nach Genua verreist, wolle aber in zwei Monaten wieder nach Padua kommen. Im übrigen handelt der Brief hauptsächlich von Erhöhung des Stipendiums, die Keller dringend wünschte. Er hegte nämlich die Absicht, etwa um Neujahr sich dem Doctorexamen zu unterwerfen, so daß abgesehen von dem teuren Leben noch große Extraausgaben bevorstanden. Außerdem aber war er inzwischen aus einem Berater („consiliarius“) der deutschen Nation zum Stellvertreter des Rectors der medizinischen Schule<sup>1)</sup> von Padua erwählt worden, teils weil er die genannte Stelle gut ausgefüllt hatte, teils weil der neue Rector, Pancratius Klebich aus Erfurt, mit ihm sehr befreundet war, daneben aber auch wegen seiner Fertigkeit in der italienischen Sprache. Er hatte diese

<sup>1)</sup> „Rectoris Patavini gymnasii medicorum vicarius“. Es ist damit wohl eine Art Seminar und mit dem Rector der Leiter desselben, nicht der Universitätsrector gemeint.

Wahl anfangs nicht annehmen wollen, schließlich aber sich dazu bewegen lassen, weil auch manche Vorteile damit verbunden waren. Namentlich durfte er hoffen, daß ihm nach bestandnem Doctorexamen vielleicht eine öffentliche Vorlesung übertragen würde, was ihm als rühmlicher Abschluß seiner Studien sehr erwünscht gewesen wäre. Anderseits aber waren mit dieser Würde auch neue Auslagen verbunden, da er ihr entsprechend auftreten mußte. Er bittet deshalb, Gwalther möge ihm durch seinen Bruder Bericht geben, wie er am besten ein Gesuch an den Rat um Erhöhung seines Stipendiums vom Mai des nächsten Jahres an vorbringen könnte. Am Schluß des Briefes beschäftigt er sich wieder mit der geplanten Heirat seiner Schwester, die ihm wegen des Charakters und bisherigen Lebenswandels des Auserkorenen Bedenken einflößte. <sup>1)</sup>

Im Herbst des Jahres gab ein Brief von Gwalther, worin dieser schrieb, daß seine Frau an Fieber leide, dem angehenden Doctor medicinae Gelegenheit, zu zeigen, daß er in seinem Fache etwas gelernt hatte. Mit großer Gelehrsamkeit, unter Anführung von Beweisstellen aus Aristoteles, Hippokrates und Galen erteilt er seine Ratschläge. Soweit ihm die Natur der Leidenden bekannt ist, glaubt er keine Gefahr befürchten zu müssen, und das umsoweniger, da gewiß sein einstiger Lehrer (Gefner) alles, was nötig sei, aufs beste besorgen werde. Über den Fortgang seiner Studien hat Keller diesmal nicht viel zu berichten, sondern verweist auf die Zeugnisse seiner Professoren, die demnächst an Gefner gelangen sollen. Wenn man dann aus diesen ersehen könne, daß er seine Zeit nicht verloren und das Geld gut angewendet habe, so gehe hoffentlich der Wunsch Gwalthers in Erfüllung, daß die Behörde sich auch bereit finden lasse, die zur Erreichung des höchsten Gipfels der Wissenschaft nötigen Mittel zu gewähren. Übrigens bemerkt Keller, er habe nicht eigentlich ein höheres Stipendium für das nächste Jahr im Auge gehabt, sondern einen Zuschuß an die Extraauslagen, die zur Erlangung der Doktorwürde erforderlich würden. Das Stipendium sei ja ohnehin unzureichend; Jahr für Jahr müsse er mindestens noch zwanzig Gulden Zuschuß von seiner Mutter haben; so auch jetzt wieder, wo die Preise für Wohnungen und Lebensmittel gestiegen seien, da sich viele vornehme Venetianer vor der Pest nach Padua geflüchtet hätten. Ein Ende der Epidemie sei noch nicht abzusehen; vielmehr zeige sich dieselbe auch in Padua wieder, eingeschleppt durch Tücher; doch da sie bisher keine größere Ausbreitung gewonnen, bestehe Hoffnung, daß die Stadt vor einer Wiederholung des vorjährigen Elendes bewahrt bleibe. Welche Kosten der Aufenthalt in Padua verursachte, sucht Keller auch an dem Beispiel einiger Studenten nachzuweisen, die von Fugger mit Stipendien von hundert Gulden bedacht waren, aber auch

<sup>1)</sup> Es handelt sich nicht um die Heirat von Susanne Keller mit Bullingers Sohn Hans Rudolf, sondern um eine andere Schwester.

damit noch nicht auskamen, sondern noch halb so viel aus ihrem eigenen Vermögen zulegen mußten. Er bittet darum, ihm doch ja zu glauben, daß er alle unnötigen Ausgaben vermeide. Anderseits aber hofft er, daß der Aufwand für sein Studium, wenn schon jetzt das väterliche Vermögen dadurch verringert werde, dereinst seinen Geschwistern ebenso zu gute kommen solle wie ihm selbst; denn er sei gesonnen, Vaterstelle an ihnen zu vertreten. Sollten sie aber meinen, sich mit Grund über schlechte Anwendung dieses Geldes beklagen zu können, so möge jedesmal die für ihn ausgelegte Summe an seinem Anteil abgeschrieben werden. Da die Kosten für das Doctorexamen mindestens 24, ja selbst 30 Kronen betragen, glaubt er das Examen bis nach Eingang des nächstjährigen Stipendiums verschieben zu müssen. Falls man ihm nur noch ein Jahr zu bleiben gestatten wollte, wäre ein Gesuch an den Rat um besondere Beihilfe nicht zu umgehen; sollte die Behörde aber sich noch für einen zweijährigen Aufenthalt bestimmen lassen, so wäre Keller davon sehr befriedigt und würde dann (wohl um so die Examenkosten einzubringen) in der zweiten Jahreshälfte heimkehren. An sich, meint er, sei für Beschleunigung der Heimkehr kein Grund vorhanden; denn er sei noch jung und fast bartlos, so daß man ihm, auch wenn er alles recht machte, vielleicht nicht das rechte Zutrauen entgegenbrächte. Doch stellt er alles dem Gutdünken der Zürcher Behörde anheim.

Mehr als ein Jahr lang fehlt hierauf jede Nachricht. Erst aus dem November 1557 liegt wieder ein Brief vor. Noch immer befand sich Keller in Padua. Er hatte inzwischen das Doctorexamen bestanden, die Nachricht davon den Seinen zugesandt und ihre Antwort erhalten, worin sie ihre Befriedigung über diesen schönen Erfolg aussprachen, zugleich aber ihn ermahnten, nun nicht auf den Lorbeeren auszuruhen, sondern zu bedenken, welchen Posten er später ausfüllen solle, und alles zu tun, damit dies in würdiger Weise geschehe. Er zeigte sich dazu auch durchaus bereitwillig, sprach seinen Dank für die bisher von der Behörde ihm bewiesene Freigebigkeit aus, und knüpfte daran den Wunsch, daß sie ihm nun auch noch die Mittel gewähren möchte, die Studien in gehöriger Weise abzuschließen, d. h. nach der von Gefner entworfenen Anleitung jetzt auch noch die Praxis gründlich zu erlernen. Um den Doktorgrad zu erlangen, wie es gewünscht wurde, waren große Auslagen nötig gewesen. Die Hilfe der Mutter, die ihm jährlich noch zum Stipendium Zuschüsse hatte gewähren müssen, auch jetzt wieder in Anspruch zu nehmen, erschien ihm aber unbillig. Vielmehr meinte er, es dürfte die Behörde, deren Dienst er sich doch künftig ganz widmen solle, sich entgegenkommend zeigen, umsomehr als er jetzt vor der Heimkehr auch für Ankauf von Büchern und seltenen Arzneimitteln genügender Mittel bedürfte. Er sprach deshalb die Hoffnung aus, daß Bullinger, Gefner und Peyer sich für ihn verwenden würden, und bat nochmals um Rat, in welcher Form ein Gesuch an die Behörde am besten eingereicht werden könnte.

Gwalther hatte auch allerhand über die jüngeren Brüder seines Verwandten geschrieben. Was er über Oswald berichtete, mißfiel diesem sehr. Keller wollte darum dem Bruder einen Mahnbrief zukommen lassen und bat, ihn in seinen Bemühungen zu unterstützen. Für einen zweiten Bruder, Namens Rudolf, glaubte er durch einen jüngeren Mitstudenten Andreas, der ihm schon von Zürich her als früherer Hausgenosse Pellicans bekannt war, etwas Passendes gefunden zu haben. Derselbe war ein Beltliner aus Sondrio und hatte ebenfalls einen jüngeren Bruder. Diesen wünschte er nach Zürich zu bringen und machte deshalb den Vorschlag, die Knaben zu tauschen, so daß Rudolf Keller nach Sondrio gehen sollte. Da die Familie, soviel der besorgte Bruder in Erfahrung bringen konnte, angesehen und fromm, dazu Gelegenheit, etwas zu lernen, geboten war, schien ihm der Vorschlag sehr annehmbar, und er meinte, auch die Mutter würde froh sein, wenn ihr diese Last abgenommen werden könnte. Nach seiner Heimkehr beabsichtigte er, auch die Aufsicht über einen dritten Bruder, Johann Heinrich, ihr abzunehmen, so daß ihr nur mehr die Sorge für die Töchter bliebe.

Was von diesen Plänen, die Keller als das älteste Familienglied hinsichtlich der Brüder sich zurechtgelegt hatte, wirklich zur Ausführung kam, ist nicht bekannt, da wieder eine größere Lücke im Briefwechsel besteht. Vielleicht ging es damit, wie mit den Wünschen, die er hinsichtlich seines weiteren Studiums geäußert hatte. Zunächst wenigstens hatte es den Anschein, als ob dieselben nicht erfüllt werden sollten. Vielmehr läßt ein Brief aus dem Februar 1558 vermuten, daß Gwalther ihm geschrieben hatte, die Behörde werde schwerlich noch ein Stipendium für ein weiteres Jahr gewähren; bis aber der Entscheid falle, möge Keller in Padua bleiben und da sich aneignen, was es für ihn noch zu lernen gebe, und wenn er dann auf Ende des Stipendienjahres (d. h. auf Mai) heimberufen werde, möge er Gehorsam leisten. Voll Enttäuschung erwiderte der junge Doktor, er wolle den Rat befolgen; doch sehe er nicht ein, wozu er noch lange an Ort und Stelle bleiben und Geld ausgeben solle. Vielmehr warte er nur noch auf das Schreiben der Behörde und das Stipendium; dann wolle er schleunigst die Heimreise antreten, ohne erst noch weit gereist zu sein und die italienischen Städte kennen gelernt zu haben. Denn jetzt, nachdem er bisher ihrem Willen gemäß in Padua geblieben sei, noch Zeit zu verlieren mit Umherstreifen und dadurch das gewonnene Wohlwollen im letzten Augenblick zu verschmerzen, sei nicht seine Absicht. Immerhin fiel ihm der Verzicht nicht leicht.

Gleichzeitig sprach Keller die dringende Bitte aus, ihm doch ja das Stipendium baldigst zukommen zu lassen, und er konnte dafür außer seiner Abneigung gegen das Schuldenmachen noch gute Gründe anführen. Vor wenigen Tagen erst (am 6. Febr.) war nämlich Heinrich Bullinger, der älteste Sohn des Reformators, ganz unver-

mutet in Padua eingetroffen und hatte seine Hilfe, deren er dringend bedurfte, in Anspruch genommen. Nur ein Jahr jünger wie Keller, hatte Heinrich Bullinger 1553 sich nach Straßburg begeben und später seine Studien an der Universität in Wittenberg fortgesetzt. Von dort war er bis nach Wien gezogen, hatte auch da einige Zeit die Universitätsvorlesungen besucht und sich dann ohne Wissen und gegen den Willen des Vaters Italien zugewandt. Vorsichtshalber bediente er sich auf diesen Reisen nicht des väterlichen Geschlechtsnamens, sondern nannte sich nach dem Familiennamen seiner Mutter Heinrich Adlischwiler. So war er allerdings auch in Italien nirgends in Gefahr geraten. Aber in Venedig hatten ihn im Januar 1558 heftige Kopf- und Leibschmerzen erfaßt, und er war auf den Tod erkrankt. Zuletzt, als er sich wieder etwas besser befand, hatte er erfahren, daß Georg Keller in Padua sei, und darauf seine Zuflucht zu ihm genommen. Keller empfing ihn, der gemeinsamen Heimat, noch mehr aber des Vaters wegen, freundlich, und tat für ihn, was in seinen Kräften stand. Aus den Gesprächen erfuhr er, daß den Jüngling auch der Gedanke sehr quälte, daß der Vater ihm zürne, und zwar namentlich deshalb, weil er für schöne Kleider zu viel Geld ausgegeben habe. Schon hatte Keller für ihn an Bullinger selbst geschrieben, und er nahm sich seiner auch Gwaltther gegenüber warm an: So viel er habe beobachten können, sei Heinrich ein durchaus ehrenwerter, rechtschaffener junger Mann, und wenn er für Kleider übertriebene Ausgaben gemacht habe, sei das freilich tadelnswert, aber immerhin besser, als wenn er das Geld mit Trinken, Spielen und andern Lastern vertan hätte. Dazu sei er auch von andern, besonders einem Bernhard Bertschinger, für den er Bürgschaft geleistet, schmählich betrogen worden und habe an diesem allein bis zu vierzig Talern verloren. Für diese Fehler, die er völlig einsehe, sei er aber schwer bestraft, und Keller müsse sich wundern, daß er der schlimmen Krankheit in Verbindung mit dem Kummer und den Sorgen, die ihn bedrückten, nicht erlegen sei. Deshalb möge der Vater ihm verzeihen und nicht länger zürnen. Sorge müsse er sich nicht machen; denn Heinrich sei unter Freunden, die ihm wohl wollten und alles für ihn zu tun bereit wären.

Dieses Schreiben gelangte etwa am 10. März nach Zürich, und Bullinger, der jedenfalls schon längst wegen seines Sohnes besorgt war, benützte die erste Gelegenheit, um ihn zur unverzüglichen Heimkehr aufzufordern. Das Schreiben übergab er einem Bündner Kaufmann Pellizari und fügte vier Kronen Reise-geld bei. Zugleich aber schrieb er auch (am 12. März) an seinen Freund Friedrich von Salis in Samaden, und ersuchte diesen, er möge im gleichen Sinne nach Padua schreiben, damit, falls sein eigener Brief verloren gehen sollte, wenigstens diese Aufforderung den Sohn erreiche. Salis hatte gerade um diese Zeit eine Badereise nach Vormio unternommen; doch wurde ihm Bullingers Brief dorthin nachgeschickt, und er beeilte sich, sofort dem Wunsche

nachzukommen, schrieb an einen Freund in Vicenza und direkt nach Padua an Georg Keller und den jungen Bullinger. Nach der Rückkehr aus dem Bade konnte er am 7. April mitteilen, es sei ihm inzwischen von Pellizari Nachricht zugekommen, daß dieser am 1. April nach Vicenza verreisen wollte; somit werde gewiß der verlorene Sohn bald heimkehren. Bullinger dankte am 22. April für diese Bemühungen. Er hatte inzwischen noch durch einen andern Kaufmann aus Bünden Geld nach Padua geschickt (zehn Kronen) und hoffte, die beiden Sendungen sollten für die Heimreise genügen.

Gegen Ende April endlich trat Heinrich die Reise an. In einem Geleit-schreiben (vom 26. April) entschuldigte Keller die Verzögerung der Rückkehr; nicht böser Wille sei daran schuld, sondern triftige Gründe hätten es nicht eher dazu kommen lassen. Er bat, Gwalther möge den Vater ermahnen, daß er nach seinem Versprechen den Heimkehrenden gütig aufnehme und ihm seine Fehltritte verzeihe. Keller hatte dem Landsmann erwiesen, was in seiner Macht stand, aber ihm nicht geschmeichelt, sondern offen getadelt, was ihm nicht gefiel, und scheint das Gefühl gehabt zu haben, es könnte diese Offenheit verletzt haben, obwohl der junge Bullinger ihm nicht widersprochen, sondern seine Mahnungen willig angenommen hatte. Er schrieb gleichzeitig auch an den Vater selbst; doch ist dieser Brief nicht erhalten.

Ohne Unfall legte Heinrich Bullinger die Heimreise zurück. Am 8. Mai langte er bei Friedrich von Salis an, der ihn wohl in seinem Schreiben aufgefordert hatte, ihn aufzusuchen; doch ließ er sich durch alles Zureden nicht zu längerem Aufenthalt bestimmen und nahm auch weder das für die Reise nach Chur angebotene Pferd noch Geld an, so daß Salis sich der List bediente, ihm einige Kronen angeblich für seinen Sohn mitzugeben, der damals in Zürich die Schule besuchte und in Bullingers Haus Aufnahme gefunden hatte. Am 10. Mai spät abends kam der Reisende ermüdet, aber wohlbehalten in Chur an und machte hier einige Tage Rast bei dem Stadtpfarrer Johannes Fabricius (Schmid), der ihm wohlbekannt war. Denn Fabricius war kein Bündner, sondern seiner Abstammung nach ein Elsäßer wie sein Oheim Leo Jud, hatte aber die zürcherischen Schulen besucht und war, nachdem ihn die Behörden „gewandeln“ nach Marburg gesandt hatten, zehn Jahre lang in zürcherischem Schul- und Kirchendienst gestanden, auch Bürger geworden und in Bullingers Haus fast gleich einem eigenen Sohne geliebt und geschätzt. Wie Salis in einigen Heinrich Bullinger mitgegebenen Zeilen es getan hatte, sprach auch Fabricius sich sehr wohlgefällig über den Heimkehrenden aus und wünschte dem väterlichen Freunde Glück zu einem solchen Sohne, der eine wackere Stütze für das Alter zu werden verspreche.<sup>1)</sup> Mit etwas bangem Herzen mag dann gegen

<sup>1)</sup> Vgl. zum Obigen die in Bd. XXIV der „Quellen zur Schweizergeschichte“ abgedruckten Briefe Bullingers an Salis und von Salis und Fabricius an Bullinger, Nr. 68, 77, 79, 83, 84 und 85.



Mitte des Monats der junge Heinrich Bullinger die letzte Strecke des Heimweges zurückgelegt haben. Vorwürfe ersparte ihm der Vater jedenfalls nicht; doch hat er ihm sicher auch die erbetene Verzeihung gewährt und die begangenen Torheiten nicht lange nachgetragen.

Wie froh aber wäre ein Jahr später, als Bullingers dritter Sohn Christoph in ganz ähnliche Lage wie Heinrich geriet, der Vater gewesen, wenn er ihn an Georg Keller hätte weisen und sich getrösten können, daß der Sohn nicht ganz verlassen sei. Christoph Bullinger, seines Berufes ein gelernter Bäcker, war nämlich auf der Wanderschaft im Sommer 1558 nach Wien gekommen und hatte, weil er da keine Arbeit fand, auch wieder gegen den Willen des Vaters, sich nach Venedig begeben, von Salis, der gerade in Geschäften in Wien weilte, mit Empfehlungen an dortige Freunde versehen. Im Winter desselben Jahres noch erhielt Salis von Christoph, der sich nicht an den Vater zu wenden wagte, Nachricht, daß er krank gewesen sei und deshalb große Ausgaben habe machen müssen. Salis sandte ihm Geld, machte aber zugleich Bullinger Mittheilung. Dieser war über den Ungehorsam des Sohnes sehr unwillig, zugleich aber auch besorgt um seine Gesundheit und zwar mit gutem Grund. Denn, nachdem lange jede Nachricht ausgeblieben war, erhielt er im November 1559 einen kläglichen Brief Christophs, der eine Zeitlang sich in Treviso aufgehalten hatte, aber neuerdings erkrankt war und nun geschwächt und hilflos in Venedig weilte. Bullinger sandte ihm auf verschiedenen Wegen eiligst Geld zu, und im Dezember machte sich der vom Fieber noch nicht ganz Genesene auf den Weg, langte um Neujahr in Chiavenna und wenige Tage später in Chur an, wo ihm Fabricius längere Pflege angedeihen ließ. In der zweiten Hälfte des Januars 1560 traf er endlich in Zürich ein, hatte aber noch lange an den Nachwehen der in Italien durchgemachten Krankheiten zu leiden.<sup>1)</sup>

Die guten Dienste, welche Georg Keller dem ältesten Sohn Bullingers erwiesen hatte, wurden ihm reichlich vergolten. Am 31. März 1558 nämlich, also um die Zeit, wo Heinrich Bullinger sich noch in Padua befand und der Vater schon darum wußte, trat wieder die Kommission zusammen, welcher speziell die beiden von der Stadt mit Stipendien bedachten Studenten der Medizin unterstanden, und zwar dürften wohl Gwalther und Bullinger, die beide der Kommission angehörten, dazu den Anlaß gegeben und auch die gefaßten Beschlüsse befürwortet haben. Nach einem, wieder von Bullinger abgefaßten Bericht wurden die Zeugnisse über die Studien Georg Kellers und Kaspar Wolfs vorgelegt, dann die Mittheilung gemacht, daß beide jetzt die Doktorwürde erlangt hätten (Wolf hatte in Orleans am 24. April 1557 promoviert), und Rat gepflogen, was nun weiter über sie bestimmt werden solle. Einhellig erfolgte der Beschluß, sie sollten zunächst in der Fremde bleiben,

<sup>1)</sup> Vgl. Zürcher Taschenbuch, 1901, S. 146 ff.

bis sie durch die gnädigen Herren heimberufen würden, und zwar sollten sie gemäß der frühern Studienordnung sich jetzt der Praxis widmen und namentlich große Spitäler aufsuchen. Ob sie diese Studien in Italien, Frankreich oder anderswo machen wollten, wurde ihnen freigestellt; nur sollten sie sich an Orte begeben, wo für ihre Kunst besonders viel zu lernen wäre, und sich befehlen, „daß sy heimkommid eerlich mit nuz und trost den franken.“<sup>1)</sup>

So ging also, was Keller sich gewünscht hatte, schließlich doch noch in Erfüllung. In dem Brief an Gwalther, den er Heinrich Bullinger bei dessen Heimkehr mitgab, sprach er sich sehr befriedigt aus darüber, daß die Herren sich endlich etwas gnädiger und milder gesinnt zeigten, was ihnen beiden sehr lieb sei (es scheint, daß Wolf inzwischen auch nach Padua gekommen war); denn sie könnten dieses Jahr noch sehr viel lernen. Auch im folgenden Brief (vom 8. Mai) gab er seiner Freude Ausdruck. Was er tun wollte, war ihm selbst noch nicht recht klar. Auf eigene Kosten nach Frankreich zu gehen (besondere Entschädigung für die Reise wäre demnach nicht gezahlt worden), hatte er wenig Neigung und wollte, wenn sich nicht irgendwie eine gute Gelegenheit böte, lieber in Padua selbst dem Studium und der Praxis nachgehen. Es war ihm von einem vornehmen Thüringer, Antonius de Wertern, den er als Arzt behandelt hatte, ein Angebot gemacht worden, ihn nach Rom und Neapel zu begleiten; er hatte aber mit Rücksicht auf das Schreiben der Behörde trotz der offerierten dreißig Kronen darauf verzichtet. Falls aber der Thüringer nach seiner Rückkehr ihn unter den gleichen Bedingungen nach Frankreich mitnehmen wollte, gedachte er das Anerbieten anzunehmen. Andernfalls war er gesonnen, mit Wolf, dem das Wandern keine Freude mehr machte, nach Schluß der Kollegien im Juli Bologna, Florenz, Pisa und Lucca aufzusuchen, um, je nach dem sich gute Gelegenheit biete, da noch etwas zu lernen. Über Wolf bemerkt er, dieser sei nicht mehr so vergnügt wie zu Anfang, wahrscheinlich weil er eingesehen habe, daß es für ihn trotz Montpellier noch viel zu lernen gebe; im übrigen herrsche zwischen ihnen wie stets das beste Einverständnis.

Der gleiche Brief zeigt wieder, daß es Keller mit der Sorge um seine Brüder ernst war. Nicht nur beabsichtigte er, seinen Bruder Felix, der nach Gwalthers Mitteilung sich über Glaubenssachen in unliebsame Disputationen einließ, ernstlich zu ermahnen; sondern er zeigte sich auch sehr einverstanden mit dem Plan, aus dem Bruder Rudolf einen Wundarzt zu machen, da dieser von jeher unerschrocken gewesen sei und also Wunden und Geschwüre gut werde behandeln können, auch, weil ihm durch einen unglücklichen Zufall die Nase etwas eingedrückt worden sei, unter dem üblen Geruch von Geschwüren weniger als andere leiden werde. Mit Rücksicht hierauf wollte Keller in der Praxis besonders

<sup>1)</sup> Vgl. Dr. Conr. Escher, a. a. O., S. 96 f.

auf die Wundarznei achten und sich die Geheimnisse der Kunst aneignen, um sie später Rudolf mitzuteilen. Von dem dritten Bruder Oswald wünschte er, daß er die alten Sprachen gut lerne, um später ebenfalls sich der Arzneikunde zu widmen oder Apotheker zu werden; daneben solle er aber auch das Französische nicht vernachlässigen. Auch für den vierten, Johann Heinrich, hätte Keller Unterricht in den Wissenschaften gern gesehen, und er hoffte, es werde gelingen, für alle Brüder zu sorgen mit Hilfe der Behörden, denen sie alle in der Zukunft ihren Dank abtragen würden.

In einem späteren Briefe (vom 30. Mai 1558) spricht Keller nach allerlei anzüglichen Bemerkungen über einen anderen Zürcher Studenten der Medizin, Namens Schneeberger, der ein liederliches Leben geführt zu haben scheint, sich über seine und Wolfs Absichten so ziemlich in gleichem Sinn wie im vorangehenden Schreiben aus und weist namentlich darauf hin, daß für das Reisen das Stipendium nicht ausreiche; Gwalther möge deshalb den Bruder und die Mutter bestimmen, daß sie ihm noch einen Zuschuß gäben. Was es heiße, in Italien zu leben, davon habe man in Zürich keine rechte Vorstellung. Auch Wolf könne sich nicht genug verwundern, wie alles so teuer sei, und werde schwerlich mit hundert Kronen auskommen.

Der gewünschte Zuschuß mag denn auch eingetroffen sein. Denn im Juli und August unternahmen die beiden Doktoren die Reise, die sie mindestens bis Bologna führte. Nach zwei Monaten kehrten sie wieder nach Padua zurück, und Keller war entschlossen, jetzt bis zur Heimkehr da zu bleiben; denn das Umherstreifen hatte ihn in der kurzen Zeit fast das halbe Stipendium (23 Kronen) gekostet. Er gedachte, die gesammelten Notizen zu ordnen und daraus für sich eine Anleitung zur Praxis zusammenzustellen. Im Winter wollten sie noch einmal der Vorlesung über Anatomie beiwohnen, dann aber auf Zusendung des Stipendiums und Rückberufung dringen; denn die Kosten, welche der Aufenthalt in der Fremde verursachte, waren zu groß, als daß Keller sie noch länger tragen zu können geglaubt hätte. Wolf scheint in dieser Hinsicht besser gestellt gewesen zu sein.

Auch in dem letzten Briefe aus Padua, der uns vorliegt, vom 21. Dezember 1558, wiederholt Keller die Bitte, mit der Rückberufung nicht mehr länger zu warten, und führt zur Begründung nicht nur die Klagen der Mutter über die großen Ausgaben an, sondern weist auch darauf hin, daß der lange Aufenthalt in der Fremde unter ungläubigen Leuten nicht dazu angetan sei, sie besser zu machen. Es war ihm auch das Mißgeschick begegnet, daß ihm ein Dieb den Geldbeutel mit drei Kronen gestohlen hatte. Dergleichen kam in Padua sehr häufig vor; denn es wimmelte von Dieben und andere waren auf gleiche Weise um mehr als zwanzig, ja dreißig Kronen gekommen. Die Behörde schonte zwar die Diebe keineswegs, sondern hängte dann und wann ein

paar auf; so waren anfangs Dezember vier auf einmal hingerichtet und in die Anatomie geliefert worden; aber Venedig sandte immer wieder neue. Sollte der Rat noch immer nicht in die Heimkehr willigen wollen, so wünschte Keller wenigstens Erlaubnis zu erhalten, daß er sich an einen anderen Ort begeben dürfe, wo man weniger teuer und ehrbarer lebe, z. B. in einer berühmten deutschen Stadt. Auf alle Fälle aber bat er, ihm Geld zu schicken, da er schon habe Schulden machen müssen.

Dieser Brief kam<sup>1)</sup> erst nach mehr als Monatsfrist (am 27. Januar) in Gwalthers Hände. Er scheint die gewünschte Wirkung gehabt zu haben; denn wohl gegen Ende des Winters kehrten die beiden Doktoren heim. Sie werden darauf vor der Behörde mündlich über ihre letzten Studien Rechenschaft abgelegt und für die bewiesene Freigebigkeit ihren Dank bezeugt haben. Ein Examen dagegen, wie es bei den von der Wanderschaft heimkehrenden Theologiestudenten üblich war, dürfte ihnen schwerlich abgenommen worden sein.

Beide ließen sich jetzt dauernd in Zürich nieder, begannen wahrscheinlich sofort zu praktizieren und traten, wie es für jene Zeit fast als Regel gelten kann<sup>2)</sup>, schon kurze Zeit nach der Rückkehr in den Ehestand. Am 10. Mai 1559 verheiratete sich Dr. Georg Keller mit Anna Schmid, der Tochter des ehemaligen Johanniterkometurs zu Rüsnacht, Konrad Schmid, der in der Schlacht bei Kappel gefallen war. Die Braut war die Witwe eines Fischers, Ulrich am Staad, den sie schon 1543 geheiratet hatte, und muß demnach wesentlich älter gewesen sein als der Bräutigam.

Der Bericht über Kellers Studienzeit ist hiemit beendigt. Es erscheint aber wünschenswert, zum Abschluß auch die Nachrichten über sein Mannesalter im Folgenden wiederzugeben.

Aus dem Jahre 1560 liegt im Ratsmanual ein direktes Zeugnis für die praktische Tätigkeit der beiden Studiengenossen in Zürich vor. Ferner wissen wir aus Bullingers Tagebuch, daß sie im Herbst 1564 gemeinsam mit Gefner und dem Locarner Dunus, den an der Pest schwer erkrankten Reformator behandelten. Ende des folgenden Jahres wurde auch Gefner von der Krankheit, die neuerdings in Zürich aufgetreten war, erfaßt und erlag ihr schon nach wenigen Tagen (am 13. Dezember 1565). Vor seinem Tode bat ihn Bullinger, „daß er sine gute arzetstücke nicht wölle mit im abgen lassen“, worauf Gefner erwiderte, er werde alles den beiden Doktoren Keller und Wolf anzeigen. Mit diesen verhandelte er noch am letzten Tage lange und

1) Nach einer Notiz Gwalthers auf der Rückseite.

2) So kehrte Josua Maler von seiner großen Reise, die ihn durch Frankreich, England, Holland und Deutschland geführt hatte, am 7. November 1551 zurück und verheiratete sich noch vor Weihnachten des gleichen Jahres. Vgl. Zürcher Taschenbuch 1885, S. 193 f.

befahl namentlich sein Herbarium dem Dr. Wolf an, gab es ihm samt seinen Handschriften um einen sehr mäßigen Preis zu kaufen und ließ sich das Versprechen geben, daß Wolf die angefangene Pflanzengeschichte vollenden und herausgeben werde.

Aus einem Brief Gefners vom 8. April 1565 an Theodor Zwinger, den einstigen Studienfreund Kellers in Padua, geht hervor, daß er von der Begabung des Letztern und seinen Fachkenntnissen sehr günstig dachte, aber ihn als weniger geeignet ansah für theoretische Untersuchungen. Es scheint, daß Keller, wohl auf seine Aufforderung hin, die Bearbeitung (Übersetzung?) einer medizinischen Schrift des Italieners Nikolaus Massarius begonnen, sie aber unvollendet hatte liegen lassen. Gefner berichtet nun, er habe mit Keller wegen der Vollendung gesprochen, und es sei ja möglich, daß er die Arbeit wieder aufnehme; aber schwerlich werde er lange dabei ausdauern. Sein Urteil scheint das Richtige getroffen zu haben; denn es ist keine wissenschaftliche Arbeit Kellers bekannt. Diese Überzeugung war auch der Anlaß, daß Gefner mit der Bearbeitung seines Nachlasses Dr. Wolf betraute, wogegen er Keller namentlich noch die wichtigsten Geheimnisse in der Arzneikunde anvertraut haben mag.

Nicht lange vor Gefners Tod war den beiden Doktoren Keller und Wolf auf ihr Ansuchen wegen des großen Sterbens ihre Besoldung erhöht worden, so daß sie jetzt je 80 Gulden jährlich bezogen. Im Januar 1566 wurden sie an Gefners Stelle zu Stadtärzten und Professoren der Physik (und Mathematik) ernannt und ihnen die von dem Verstorbenen innegehabte Chorherrenpfünde zugewiesen. Und 1578, als nach dem Tode Rudolf Collins die Professur der griechischen Sprache und die damit verbundene Chorherrenpfünde auf Wolf übertragen wurde, beschloß der Rat, die ganze Chorherrenpfünde, wie sie vor Zeiten Gefner innegehabt hatte, dem Dr. Georg Keller anzuweisen, in Ansehung dessen, daß er „den stand, dem ermelte pfund zugewidmet“, allein versehen werde. In seiner Funktion als Stadtarzt wurde ihm unter Anerkennung der geleisteten treuen Dienste 1596 wegen Kränklichkeit ein Stellvertreter beigegeben in Dr. Heinrich Lavater, mit der Bestimmung, daß nach seinem Tode dieser das Amt ganz erhalten solle. In den Jahren 1568/69 und 1586/87 bekleidete Keller außerdem auch das Amt eines Schulherren, dem die Oberaufsicht über die gesamte zürcherische Schule (Lateinschule und Lektorium) zufiel. Obwohl ursprünglich bestimmt war, daß der Schulherr, weil über den Professoren stehend, nicht aus ihnen, sondern aus den Geistlichen genommen werden solle, wurden nämlich wiederholt Professoren dafür gewählt, so auch Wolf zweimal.

Wegen seiner Kenntnis der französischen Sprache wurde Dr. Georg Keller 1575 als Dolmetscher dem Bürgermeister Johannes Rambli beigegeben, als

dieser mit anderen Abgeordneten der Eidgenossen im April des Jahres sich nach Frankreich begab, um dem König Heinrich III. die Glückwünsche der Tagsatzung zum Regierungsantritt zu überbringen. Die Vertreter der vier evangelischen Städte hatten außerdem Auftrag, im Interesse ihrer Glaubensgenossen in Frankreich an den König die Bitte zu richten, daß er den Kriegerunruhen in seinem Reiche durch einen guten Frieden ein Ende mache.

Über diese Reise liegt ein von Keller abgefaßter Bericht vor.<sup>1)</sup> Danach verreisten der Bürgermeister und sein Begleiter am 8. April und gelangten am 10. April nach Basel, machten da Halt, bis der Gesandte von Basel bereit und der Vertreter von Schaffhausen eingetroffen war, und benützten diesen Aufenthalt zu einer Besichtigung des Zeughauses. Am 12. April brachen darauf die drei Gesandten von Basel auf und machten am 15. April in Besançon wieder längere Rast, um sich selbst und den Pferden Ruhe zu gönnen. Sie besahen dort das Schloß der Herren von Granvella, sowie das im Bau begriffene neue städtische Gerichtspalais. In Dijon trafen sie mit dem Freiburger Gesandten, dem Schultheißen d'Affry, zusammen und warteten hier, wie an der Tagsatzung festgesetzt worden war, auf die Ankunft der anderen eidgenössischen Boten von Bern, Luzern, Schwyz und Unterwalden, die sich gegen Abend ebenfalls einfanden. Hier wurde die Gesandtschaft auch von einem Vertreter des Königs in dessen Namen empfangen und von da an den Hof geleitet. Eine eintägige Rast verstrich mit Bewillkommung durch die städtischen Behörden und der Besichtigung des schön gelegenen Kartäuserklosters außerhalb der Stadt mit den Grabmälern der Herzoge von Burgund, sowie des Klosters St. Bénigne mit dem Grabmal des Königs Ladislaus von Polen. Über Saint-Seine, Saint-Marc, Châtillon und Bar-sur-Seine wurde darauf die Reise fortgesetzt bis Troyes, dort nach vier anstrengenden Tagen wieder anderthalb Tage Rast gemacht und nach weiteren vierundeinhalb Tagereisen am 28. April abends endlich Paris erreicht. Was es etwa unterwegs Merkwürdiges zu sehen gab, wurde in Augenschein genommen, und in den Städten, wo man Mittags oder Abends rastete, wurde in der Regel den Gesandten von den Stadtbehörden Ehrenwein, auch etwa seltenes an Ort und Stelle übliches Gebäck aufgestellt. In Mazing, zwei Tagereisen von Paris, erwartete sie ein zweiter Abgesandter des Königs, gab ihnen von hier aus das Geleite und bewirtete sie am letzten Tage in Charenton, wohin auch Hauptmann Tugginer, ursprünglich ein Zürcher wie sein Oheim, der berühmte Frölich, mit andern Hauptleuten zur Begrüßung entgegengekommen war.

Vor Paris wurden die eidgenössischen Boten von einem vornehmen Herrn mit großem Gefolge empfangen und nach ihrem Gasthof geleitet. Am folgenden

<sup>1)</sup> Abgedruckt im Archiv für schweizer. Geschichte, Bd. XIV., S. 149 ff.

Tag führte man sie zu Wagen in der Stadt umher, und am 30. April abends empfing sie der König im Louvre, nahm ihre Glückwünsche freundlich entgegen und versicherte sie seiner Geneigtheit.

Am 1. Mai sodann fand die Begrüßung und Bewirtung durch Vertreter der Stadt Paris statt. Am 2. Mai aber waren die Gesandten vom König zu einem Schauspiel in den Louvre geladen, wo ein Triumphzug, an dem der König selbst und die vornehmsten Herren sich beteiligten, und eine Art Lanzenstechen vorgeführt wurde. Die folgenden Tage wurden, soweit nicht Regen das Ausgehen verunmöglichte, mit Besichtigung der Stadt und ihrer schönsten Baudenkmäler und Merkwürdigkeiten verbracht. Auch fanden sich Vertreter des Prinzen von Condé ein, um die Gesandten der evangelischen Städte zu begrüßen, und diese machten den Versuch, ob nicht auch die Gesandten der katholischen Eidgenossen die Bitte um Gewährung des Friedens an die Hugenotten unterstützen würden, die sie an den König richten sollten; aber sie erhielten einen abschlägigen Bescheid, weil darüber in der Instruktion nichts enthalten sei. Nach vergeblicher Bemühung, am 10. Mai eine Audienz beim König zu erhalten, wurden die Gesandten der vier Städte am folgenden Tage in dem Tuileriengarten empfangen und überreichten ein Schreiben ihrer Behörden, worin das Friedensgesuch enthalten war. Sie wurden darauf in einem Speisesaal in dem wegen seiner künstlich gezogenen Bäume und Bildhauerarbeiten angestaunten Garten bewirtet und zu Wagen in ihre Behausung zurückgebracht. Den Abend des Himmelfahrtsfestes (12. Mai) benutzten einige von ihnen zur Besichtigung der Bären-, Leopard- und Löwenzwinger im Louvre. Am 17. Mai endlich wurde der gesamten Gesandtschaft wieder Audienz beim König gewährt, um sich zu verabschieden. Der König machte dabei allerhand schöne Versprechungen; eine bindende Zusage aber erhielten die Vertreter der evangelischen Städte auf ihr Gesuch nicht. Vielmehr hatten die katholischen Gesandten in einer Sonderaudienz ihnen entgegen gearbeitet und dem König vorstellen lassen, er möge mit seinen rebellischen Untertanen sich über nichts einigen, was der Ehre Gottes und dem katholischen Glauben zum Nachteil gereichen könnte; sonst wäre zu besorgen, daß die Verbindung mit Frankreich auf Widerstand stoße, und der König hatte auch Zusicherungen in diesem Sinne gemacht.<sup>1)</sup>

Nachdem am 18. Mai abends allen Gesandten als Geschenk des Königs goldene Ketten und je 10 Sonnenkronen, dem Dr. Keller aber 100 Sonnenkronen (ohne Kette) überreicht worden waren, verließen sie am 19. Mai, von Truppen der Schweizer Leibgarde geleitet, die Stadt Paris. Obwohl verabredet war, daß die reformierten und katholischen Boten bis Basel wieder

<sup>1)</sup> Vgl. Eidgenössische Abschiede IV. 2, S. 564 f.

gemeinsam reisen sollten, eilten die letzteren schon vor Troyes voraus, wogegen die ersteren den Rückweg über Mömpelgard nahmen und sich ihnen ein Gesandter des in Basel weilenden Prinzen von Condé angeschlossen hatte. In Mömpelgard brachen der zürcherische (und bernische) Gesandte und Keller vor ihren Begleitern auf, verirrten sich aber unterwegs und langten infolgedessen erst nach jenen am folgenden Tage (30. Mai) in Basel an, mit Kanonenschüssen empfangen und von Ratsherren in die Stadt geleitet. Hier widerfuhr den Gesandten der evangelischen Städte viele Ehre; auch der Prinz von Condé lud sie zu sich und dankte nach Entgegennahme ihres Berichtes ihnen und ihren gnädigen Herrn für ihre Bemühung. Bei diesem Anlaß hatte Keller Gelegenheit, seine Sprachgewandtheit als Dolmetsch zu zeigen; bis dahin aber scheint er bei offiziellen Anlässen nicht in den Fall gekommen zu sein. Auch ihm selbst wurde von seinen Fachgenossen, den Doktoren der Medizin, darunter besonders von seinem einstigen Studiengenossen Theodor Zwinger, große Ehre angetan.

Am 1. Juni erst setzten die Gesandten von Bern, Zürich und Schaffhausen ihre Heimreise fort. Schon bald hinter Basel trennte sich der Berner Bote von den beiden anderen; in Mumpf nahm auch der von Schaffhausen Abschied, und Rambli und Keller zogen allein weiter auf der Straße nach Zürich, wo sie am 2. Juni eintrafen.

Im nächsten Jahre, 1576, fand die berühmte Hirsebreifahrt aus Anlaß des großen Schützenfestes in Straßburg statt. Dr. Keller nahm auch an derselben teil, nicht im Auftrag der Behörden, von denen dieses Unternehmen ja nicht ausgegangen war, auch nicht etwa um sich als Schütze auszuzeichnen, denn die 54 Teilnehmer an der Fahrt kamen nur als Zuschauer auf das Fest, sondern weil er eben Freude an dergleichen Abenteuern hatte. Auf diese Fahrt bezieht sich unsere Abbildung, die Reproduktion eines Stiches von J. C. Werdmüller, der die letzten Vorbereitungen zur Abfahrt darstellt. Die Szene spielt am heutigen Limmatquai unterhalb der alten Fleischhalle; im Hintergrund grüßt der Turm von St. Peter. Eben wird bei Fackelschein der Hirsebreitopf auf das Schiff geladen; auch die Semmelringe und der Proviant für die zur Abfahrt gerüsteten Teilnehmer stehen schon bereit am Ufer. In wenigen Minuten wird alles fertig sein und das Schiff unter dem Jubel der Menge die Limmat abwärts dem fernen Ziele zueilen.<sup>1)</sup> Keller hat auch über dieses Abenteuer wie über die Gesandtschaftsreise ein Tagebuch geführt und darin die Erlebnisse Tag für Tag getreulich verzeichnet. Dieser in deutscher

<sup>1)</sup> Der Bogenschützengesellschaft, welche die ihr gehörende Platte der Herausgeberin zur Verfügung stellte, sei hiefür der verbindlichste Dank ausgesprochen. Die Kopfleiste ist eine verkleinerte Wiedergabe des Stiches in Joh. Müllers merkwürdigen Überbleibseln von Altertümern der Schweiz, 5. Teil, 1776.



Prosa abgefaßte Bericht, der jedenfalls nicht mit der Absicht der Veröffentlichung niedergeschrieben wurde und deshalb auf alle poetische Ausschmückung verzichtet, darf unbedenklich als die erste und wahrheitsgetreueste Darstellung des Abenteurers bezeichnet werden und ist deshalb auch von Vächtold in seiner Abhandlung „Das glückhafte Schiff von Zürich“ allen andern Berichten vorangestellt worden.<sup>1)</sup>

Naturgemäß bildet die Schilderung der Erlebnisse des 20. Juni, an welchem die Fahrt angetreten wurde, den größten der je einen Tag umfassenden Abschnitte, hatte doch dieser Tag für die Teilnehmer schon mit 1 Uhr nachts begonnen und endigte erst 24 Stunden später, als die Zürcher sich nach dem gemeinsamen Hirsebreimahl von ihren Straßburger Freunden trennten, um der wohlverdienten Ruhe zu genießen. Über die eigentliche Fahrt ist nach der Darstellung Kellers nichts zu bemerken, was nicht allgemein bekannt wäre, außer daß der Rheinfall bei Laufenburg nicht zu Schiff bewältigt wurde; sondern man landete, trug den Kasten mit dem Brei, die Ruder und die Semmelringe dem Ufer entlang bis unterhalb des Falls und bestieg dort ein anderes Schiff, das etliche Tage vorher über den Laufen hinuntergelassen worden war und auf die Bemannung wartete. Auch übernahmen in gewissen Abständen stets neue, mit dem Flußlauf aufs genaueste vertraute, vorausbestellte Steuerleute die Führung des Schiffes, so in Laufenburg, Basel und Breisach.

Weit weniger bekannt ist dagegen, was von den folgenden Tagen berichtet wird. Am 21. Juni wurden die Zürcher von zwei Ratsherren von Straßburg auf den Festplatz geführt und hatten da vollauf Gelegenheit, wie es ihr Wunsch gewesen war, sich das Fest gründlich anzusehen. Man zeigte ihnen den Schießplatz für die Bogenschützen und ließ sie die sinnreich zum Umdrehen eingerichtete Scheibe bewundern; ebenso führte man sie auf das Schützenhaus der Büchschützen, sowie in die da und dort aufgespannten Zelte und zeigte ihnen auch das gewöhnliche Schützenhaus der Bogenschützen, das in einem freundlichen Garten mit einem schönen Brunnen lag, für das Fest aber, weil zu klein, nicht benutzt wurde. Hierauf luden die Zürcher die beiden verordneten Herren von Straßburg in ihre Herberge zum Mittagsmahl.

Nachmittags aber wies man den Gästen das Zeughaus mit seinen zahlreichen Geschützen, worunter ein ganz neues, 18 Schuh langes, ferner die „Kornschütti“, wo ihnen als Merkwürdigkeit hundert Jahre alter Roggen, und das Salzhaus, wo ihnen 197 Jahre altes Salz gegeben wurde. Am Abend waren sie mit den Büchschützen von Bürgermeister Bräm auf der Schneiderzunft zu Gast geladen.

Am folgenden Tag, dem 22. Juni, einem Freitag, holten wieder die

<sup>1)</sup> Vgl. Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Bd. XX, Heft 44.

nämlichen Ratsherren die Gäste aus Zürich ab, ließen sie im Münster das Uhrwerk sehen und hören und bestiegen darauf mit ihnen den (unvollendeten) Turm, wo ein Frühstück von Salmen und Hühnern gerüstet war. Obwohl es regnete, wurden die unter freiem Himmel Tafelnden nicht naß, weil der andere Turm sie schützte und der Wind den Regen abtrieb. Nach dem Mahle wurde noch die Orgel betrachtet und ihrem Spiel zugehört, wobei besonders die Figuren des Trompetenbläfers und Trommlers große Bewunderung erregten. In der Sakristei wurde auch ein angebliches Einhorn, so hoch, „als ein zimlicher man mit dem arm ob sich langen mag“, angestaunt. Darauf führte man die Fremden in die Kanzlei, wo einige Stett- und Ammeister bei einander waren, ihnen die Ratsstube zeigten und sie aufforderten, noch den Samstag und Sonntag zu bleiben. Namens der Zürcher dankte Statthalter Thomann für die Einladung und bat um freundlichen Urlaub, worauf die Gesellschaft auf den folgenden Tag nochmals zum Mittagsmahl auf des Ammeisters Stube geladen wurde, was man auch annahm.

Vor dem Mahle stellten sich am 23. Juni Vertreter von Straßburg in der Herberge der Zürcher ein, bezeugten den Dank der Stadt für die Erneuerung der alten Freundschaft und entboten deren geneigten Willen. Darauf beschenkte der Stettmeister Sturm jeden der Gäste mit einer Fahne, worauf das Stadtwappen abgebildet war, gab ihm einen Seckel mit fünf Münzen (1 Gulden und 4 „wickenmünzlin“ im Wert von je  $\frac{1}{4}$  Gulden) in die Hand und wünschte ihm dazu „vil guots und ein glückselige rais“. Darnach wurden die Gäste, die Fahnen in den Händen, nach des Ammeisters Stube geführt, wo das Mittagsmahl ihrer schon wartete. Nach dem Essen geleitete man sie wieder zu ihrer Herberge, und nachdem sie Abschied genommen hatten, bestiegen sie bereitstehende Wagen und fuhren auf der Straße nach Basel aus der Stadt. Bis zu einer Brücke, die Marchbrücke genannt, gaben ihnen etwa dreißig Berittene das Geleite, darunter mehrere Stett- und Ammeister und auch zwei Grafen von Wittgenstein und Hanau, und Bürgermeister Bräm fuhr samt einigen Schützen in einem Wagen mit. Bei jener Brücke aber war nochmals eine kleine Erquickung, „win, brot und küechli“, gerüstet. Davon genossen alle, tranken einander ein letztes Mal zum Abschied zu und trennten sich nach entgegengesetzten Richtungen. Doch ritten mehrere Herren aus Straßburg, zwei Doktoren und eines Stettmeisters Sohn, noch weiter mit den Zürchern, und von der Stadt waren ihnen zwei Söldner mitgegeben. Der eine von diesen mußte sich erkundigen, wo man am nächsten Tage zu Mittag essen wolle, und eilte dann voran, um das Mahl rüsten zu lassen; der andere blieb bei dem Zug und bezahlte jeweils für die Pferde und Fuhrleute. Ein dritter aber hatte schon vorher namens der Stadtbehörde in Benfeld das Nachteffen bestellt.

Am 24. Juni ging die Reise von Bensfeld über Schlettstadt bis Colmar. An beiden Orten wurde den Eidgenossen Wein geschenkt. Dagegen in Eufisheim widersuhr ihnen statt solcher Freundschaft am nächsten Tag, daß sie Zoll bezahlen mußten. Sie sahen dort auch einen vom Himmel gefallenen Meteorstein und fuhren dann bis Mülhausen, wo ihnen wieder vom Rat viel Ehre angetan wurde. Auch gaben ihnen am 26. Juni die Bürgermeister und mehrere Räte und Bürger das Geleit bis Habsheim, wo noch ein letzter Abendtrunk gerüstet war. Nach demselben wurde die Reise bis Basel fortgesetzt. Dort begrüßte man die Nahenden mit Freundschaften; sie zogen in die Stadt ein, ihre Fähnlein in den Händen, und wurden gastfrei gehalten. Am folgenden Tage schickten die Zürcher die Wagen zurück und stiegen jetzt zu Pferd. Sie gelangten über Mumpf bis Brugg und nahmen am letzten Tag, dem 28. Juni, in Altstetten den Imbiß ein. Dann zogen sie der Vaterstadt zu, versammelten sich auf dem Platz im Schützenhaus, gaben ihre Fahnen samt den daran gebundenen Seckeln jungen Knaben voran zu tragen und hielten so einen Umzug durch die Stadt zur Trinkstube zum (neuen) Schneggen, wo ein gemeinsames Nachessen den Abschluß der wohlgelungenen Fahrt bildete.

Über Kellers sonstiges Leben, seine Wirksamkeit als Arzt und Professor, und seine späteren Schicksale ist fast nichts mehr bekannt außer dem Todesjahre. Einzig das ist den vorangehenden Mitteilungen noch beizufügen, daß er seit dem Tode seines Vaters der Gesellschaft der Schildner zum Schneggen angehörte und ihr 1561 einen Becher schenkte, 1575 aber seinen Schild auf einen jüngeren Bruder, Junker Hans Keller, damals Obmann gemeiner Klöster, später Bannerherr und Bürgermeister, übertrug. Er wohnte in dem Haus zum Grünenberg auf der St. Petershofstatt (wo jetzt die Buchhandlung Faesi und Beer sich befindet).

Die Ehe Kellers war nicht mit Kindern gesegnet und scheint nicht sehr glücklich gewesen zu sein. Die Frau starb am 20. Mai 1600, worauf der Witwer sich am 20. Oktober des gleichen Jahres mit seiner Magd Berene Zimberin verheiratete, die ihm schon 1580 eine Tochter geboren hatte. Solche Fälle kamen in jener Zeit nicht selten vor; haben doch auch die Bürgermeister Diethelm Rüst und Georg Müller neben zahlreichen ehelichen auch noch „libliche“ Kinder gehabt. Immerhin wurde wegen dieses Verhältnisses dem Dr. Keller für ein Jahr das Pfrundeinkommen entzogen. Er starb im 71. Altersjahr am letzten Dezember 1603; seine Frau überlebte ihn nur um wenige Monate. Seine durch die zweite Ehe legitimierte Tochter heiratete 1599 den Diakon Rudolf Keller zu Winterthur, später zu Gofau, von 1618 an Pfarrer daselbst. Andere Kinder hinterließ Keller nicht.







# Neujahrsblätter der Stadtbibliothek.

## Neue Reihenfolge.

- 1842—1848. Geschichte der Wasserkirche und der Stadtbibliothek in Zürich. 7 Hefte.  
1849—1850. Beiträge zur Geschichte der Familie Manes. 2 Hefte.  
1851. Leben Johann Kaspar Drelli's.  
1852. Leben des Herrn Friedrich Du Bois von Montpereur.  
1853—1854. Geschichte des ehemaligen Chorherrengebäudes beim Grossmünster. 2 Hefte.  
1855. Lebensabriß des Bürgermeisters Johann Heinrich Waser.  
1856—1858. Geschichte der schweizerischen Neujahrsblätter. 3 Hefte.  
1859. Die Geschenke Papst Julius II. an die Eidgenossen.  
1860. Die Becher der ehemaligen Chorherrenstube.  
1861. Kaiser Karls des Großen Bild am Münster in Zürich  
1862—1863. Das Münzkabinet der Stadt Zürich. 2 Hefte.  
1864. Briefe der Johanna Gray und des Erzbischofs Cranmer.  
1865. Erinnerungen an Zwingli.  
1866. Eine Erinnerung an König Heinrich IV. von Frankreich.  
1867. Das Freischießen von 1504.  
1868. Der Kalender von 1508.  
1869. Herzog Heinrich von Rohan.  
1870. Die Reise der Zürcherischen Gesandten nach Solothurn zur Beschwörung des Französischen Bündnisses 1777.  
1871. Konrad Pelikan.  
1872—1873. Die ehemalige Kunstammer auf der Stadtbibliothek zu Zürich. 2 Hefte.  
1874. Die Legende vom heil. Eligius.  
1875—1876. Die Sammlung von Bildnissen Zürcherischer Gelehrten, Künstler und Staatsmänner auf der Stadtbibliothek in Zürich. 2 Hefte.  
1877—1878. Die Glasgemälde von Maschwanden in der Wasserkirche zu Zürich. 2 Hefte.  
1879—1882. Die Holzschneidekunst in Zürich im sechzehnten Jahrhundert. 4 Hefte.  
1883. Die Glasgemälde aus der Stiftspropstei, von der Chorherrenstube und aus dem Pfarrhause zum Grossmünster.  
1884—1885. Lebensabriß von Salomon Bögelin, Dr. theol., Pfarrer und Kirchenrat. 2 Hefte.  
1886—1887. Lebensabriß von A. Salomon Bögelin, Dr. phil. und Professor 2 Hefte  
1888. Goethes Beziehungen zu Zürich und zu Bewohnern der Stadt und Landschaft Zürich.  
1889. Die eigenhändige Handschrift der Eidgenössischen Chronik des Regidius Tschudi in der Stadtbibliothek Zürich  
1890. Johannes Stumpfs Lobsprüche auf die dreizehn Orte, nebst einem Beitrag zu seiner Biographie.  
1891. J. J. Bodmer als Geschichtschreiber.  
1892. Das Reichsland Uri in den Jahren 1218—1309.  
1893. Englische Flüchtlinge in Zürich während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts von Theodor Vetter.  
1894. Gottfried Keller als Maler, von Carl Brun.  
1895. Die Wickische Sammlung von Flugblättern und Zeitungsnachrichten aus dem 16. Jahrhundert in der Stadtbibliothek Zürich, von Ricarda Huch.  
1896. Joh. Martin Asteris dichterischer und künstlerischer Nachlaß, von Dr. Conrad Escher.  
1897. Zürcher Briefe aus der Franzosenzeit von 1798 und 1799, von H. Zeller-Werdmüller.  
1898. Johann Heinrich Waser, Diakon in Winterthur (1713—1777), ein Vermittler englischer Literatur, von Theodor Vetter.  
1899. Der „Überfall von Nidwalden“ (9. Sept. 1798), bearbeitet nach ältern handschriftlichen Aufzeichnungen von Dr. Conrad Escher.  
1900. Johann Heinrich Füßli als Privatmann, Schriftsteller und Gelehrter. Freier Auszug aus dem Manuskripte seines Biographen Wilhelm Füßli.  
1901. Die Zürcher Familie Schwend (c. 1250—1536), von Ernst Diener.  
1902. Johann Jakob Heidegger, ein Mitarbeiter G. F. Handels, von Theodor Vetter.  
1903. Johann Heinrich Schinz, ein zürcherischer Staatsmann und Geschichtskenner im XVIII. Jahrhundert. Von Gerold Meyer von Knonau.  
1904. Der Zürcherische Hilfsverein für die Griechen 1821—1828, von Alfred Stern.  
1905. Heinrich Thomann, Landoigt und Sackelmeister (1520—1592), von Dr. Conrad Escher.  
1906. Briefe aus der Fremde von einem Zürcher Studenten der Medizin (Dr. Georg Keller) 1550—1558, von Dr. T. Schieß, St. Gallen.

